

**Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien
im 19. Jahrhundert**

*Von
Hans Petri*

Pfarrer in Bukarest

1930

Verlag von Martin Warneck, Berlin

Vorwort.

Daß die auf den folgenden Blättern gebotenen Bilder aus dem Amtsleben einzelner Diasporapfarrer in Rumänien sich wesentlich von den Schilderungen unterscheiden, die in den verschiedenen geschichtlichen Darstellungen der betreffenden evangelischen Gemeinden von der pastoralen Tätigkeit dieser Geistlichen sich finden, verdanke ich zum großen Teil dem Entgegenkommen des Evangelischen Oberkirchenrates in Berlin und des Zentralvorstandes des Gustav Adolf-Vereins in Leipzig, die mir das nötige Aktenmaterial zur Verfügung gestellt haben. Ich verfehle nicht, auch an dieser Stelle hierfür meinen herzlichen Dank zum Ausdruck zu bringen. Auch das Geheime Staatsarchiv zu Berlin bot manchen bisher unbekanntem Stoff.

Im Sinne der Sammlung, der das vorliegende Heft zugehört, ist Leben, Arbeitsgebiet und persönliches Schicksal der einzelnen geschilderten Persönlichkeiten in den Vordergrund gestellt worden, während bisher die pfarramtliche Tätigkeit immer nur im Rahmen der Gemeindegeschichte behandelt wurde. Um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerke ich, daß unter dem Wort Rumänien das Königreich dieses Namens in den alten Grenzen zu verstehen ist, wie sie bis 1919 bestanden haben.

An Literatur verzeichne ich:

1. Scharai, Nachricht über die Entstehung, Fortdauer und gegenwärtigen Zustand der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Bukarest. Petersburg 1834.
2. Teutschländer, Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Bukarest. Bukarest 1869. (Als Teutschländer I zitiert.)
3. Teutschländer, Geschichte der evangelischen Gemeinden in Rumänien. Bukarest 1891. (Als Teutschländer II bezeichnet.)
4. Meyer, Die Diaspora der Evangelischen Kirche in Rumänien, Serbien und Bulgarien. Potsdam 1901.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

5. Neumeister, Erinnerungen eines Diaspora-Geistlichen. Potsdam, ohne Jahr (1902).
6. Petri, Beiträge zur Geschichte evangelischer Gemeinden in Alt-Rumänien. (Kirchliche Blätter für die evangelische Landeskirche A. B. in Rumänien 1929.)

Bukarest, im April 1930.

Hans Petri.

Erstes Kapitel.

90 Jahre pfarramtlicher Arbeit in Bukarest 1778—1867.

Die Entstehung der evangelischen Gemeinde zu Bukarest.

Über die Anfänge der evangelischen Gemeinde zu Bukarest läßt sich aus Mangel an urkundlichem Material nichts Sicheres ausmachen; doch kann behauptet werden, daß sie um 1700 entstanden ist, als die Stadt, die bisher nur Winterresidenz der jeweiligen Fürsten gewesen war, deren ständiger Wohnsitz wurde, infolgedessen Aufschwung nahm und auf Fremde Anziehungskraft ausübte¹. Die erste festbeglaubigte Nachricht von einem organisierten Gemeindeleben und der Tätigkeit eines Pfarrers weist uns in das Jahr 1726². Daß die Gemeinde von Ungarn, die aus politischen Gründen ihr Vaterland verlassen mußten, gegründet sei, ist nicht zuverlässig genug bezeugt³, oder daß an ihrer Entstehung schwedische Soldaten aus dem Heere des 1709 nach Bessarabien geflüchteten Königs Karl XII beteiligt gewesen seien⁴, ist eine verhältnismäßig spät und vereinzelt auftretende Nachricht; Tatsache ist, daß die eigentlichen Träger ihres Lebens im 18. Jahrhundert Siebenbürger Sachsen gewesen sind⁵. Das erste Bethaus wurde 1753 vollendet. Es erwies sich bald als zu klein

¹ „Da sich gewöhnlich in den größeren Stadien, wo sich der Sitz eines Herrschers oder Herrn befindet, vieles Volk anhäuft, und zwar nicht nur aus ein und demselben Lande, sondern auch Fremde aufgenommen und geduldet von Allen werden. auch in meiner fürstlichen Hauptstadt einige dem sächsischen Ritus Angehörige sich befinden“ (Freibrief des Fürsten Michael Rakovitza für die Gemeinde vom 1. November 1753).

² Es handelt sich um ein 1730 ausgestelltes Sittenzeugnis, wonach „Michael Schuster seit 4 Jahren sich treu zur Gemeinde gehalten“ habe. Scharai, Nachricht S. 7.

³ Sulzer, „Geschichte des transalpinischen Daziens“, 1782, Bd. III, S. 641ff. Gegen ihn Scharai a. a. O. S. 2 und Teutschländer I, S. 13.

⁴ „Die Gemeinde, die namentlich durch flüchtige Schweden nach der Schlacht bei Pultawa Zuwachs und Aufschwung erhalten hatte“. Generalkonsul von Meusebach an König Friedrich Wilhelm IV. (10. März 1853); Geh. Staatsarchiv Rep. 81. XI. 42.

⁵ Siehe meinen Aufsatz: »Die siebenbürgisch-sächsische Landeskirche und die evangelische Gemeinde zu Bukarest während des 18. Jahrhunderts« in »Beiträge«, Sonderdruck, S. 1f.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

und eine von zwei Gemeindemitgliedern unternommene Kollektentreise nach den nordischen Staaten und Preußens¹ brachte die Mittel zur Erbauung einer Kirche ein, die an Stelle des abgerissenen Bethauses errichtet wurde, aber bis 1778 nicht vollendet werden konnte, da widrige Zwischenfälle, wie häufiger Fürstenwechsel und ein russisch-türkischer Krieg (1769—1774), die Vollendung hinderten². Seit Mitte des 18. Jahrhunderts stand die Gemeinde unter schwedischem Protektorat, das durch den jeweiligen Gesandten in Konstantinopel ausgeübt wurde. Dieser Rückhalt gab 1777 die Möglichkeit zur Wiederaufnahme des Kirchbaues und zur Neubesetzung der seit 1772 vakanten Pfarrstelle. Am 30. März 1778 beschloss die Gemeindeältesten, „ein jährliches Gehalt für den zukünftigen Herrn Geistlichen zu collegieren, welches sich demnach ein jeder Evangelische Christ wird gefallen lassen³.“

Die Wahl der Gemeinde fiel auf Johann Klockner.

Pfarrer Klockners Wirksamkeit 1778—1827

Johann Klockner war am 15. April 1747 zu Jakobsdorf in Siebenbürgen geboren. Die Eintragung in der Taufmatrikel seines Heimatortes, daß sein Geburtshaus »Im Winkel« gestanden habe, läßt erkennen, daß er armer Leute Kind war. Seine Jugend wird eine Zeit der Entbehrungen, aber auch zähen Strebens gewesen sein; im Jahre 1773, bereits 26 Jahre alt, setzte er sich noch einmal auf die Schulbank des Gymnasiums zu Kronstadt, dessen letzte Klassen er besuchte⁴. Seine Absicht, »die akademischen Schulen zu besuchen⁵«,

¹ Die den Kollektanten von Oberkonsistorialrat Burg in Breslau am 31. Oktober 1754 und von Probst Süßmilch in Berlin am 18. März 1755 ausgestellten Empfehlungsschreiben sind von mir im »Korrespondenzblatt für Geschichte der ev. Kirche Schlesiens« 1927, Heft 1, S. 130f., bzw. im »Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte«, 1929, S. 268f., veröffentlicht.

² Die Existenzberechtigung der Gemeinde mußte von jedem Fürsten neu bestätigt werden. Daher besitzt sie aus der Zeit von 1751—1814 10 Freibriefe.

³ Akten der Evangelischen Gemeinde Bukarest.

⁴ Die Matrikel des Honterusgymnasiums zu Kronstadt führt ihn 1773 und 1774 als Schüler der oberen Klassen auf. Vgl. auch »Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt«, Bd. IV, S. 632. „1778, 12. August reiset Johann Glockner (!) gewesener Student nach Bukarest als Pfarrer.“

⁵ Eintragungen Klockners in dem Kirchenbuch der Ev. Gemeinde Bukarest.

konnte er, »in seinen Umständen beschränkt⁶«, nicht ausführen; daher nahm er die an ihn im Juni 1778 ergehende Aufforderung, nach Bukarest zu kommen, an. Ihr Folge zu leisten, war damals durchaus ein Wagnis; die Berufung zum Pfarrer mußte unter allen Umständen verheimlicht werden; in der Öffentlichkeit durfte nur bekannt werden, daß er als »Informator« über die Karpathen gehe. Sonst hätte ihm die Obrigkeit die Ausstellung eines Passes verweigert; die Frage der Ordination durfte gar nicht berührt werden, »weilen es in Siebenbürgen dem Evangel. Superintendenten verbothen, einen geistlichen in diese Lande zu ordinieren¹«. Die Auswanderung von Siebenbürger Sachsen in die Donaufürstentümer war deren geistlicher wie weltlicher Obrigkeit durchaus unerwünscht; man glaubte sie zu billigen, wenn man zur Anstellung eines Pfarrers irgendwie behilflich sei.

Obwohl die Gemeinde schon Ende Juni auf Klockners Übersiedelung drängte, »verzog es sich bis Prima Augusti, da er unter dem Geleite Gottes glücklich in Bukarest eingetroffen.« Der erste Gottesdienst fand am 15. August alten Stils statt; er war mit der Kirchweihe verbunden. Gleichzeitig fand Klockners Ordination statt, indem ihn »die Ältesten öffentlich in der Kirche mit Händeauflegen und Bestätigung dazu inaugurierten².« Obgleich durch diese eigenartige Amtsweihe das Eigenrecht der Gemeinde klar zum Ausdruck gebracht war, beruhigten sich jedoch weder die Ältesten noch Klockner selbst damit, und erstere richteten, da der Weg nach Siebenbürgen verschlossen war, an den schwedischen Gesandten in Konstantinopel die Bitte, »wegen der Ordination unseres Herrn Pfarrers Vorsorge zu

⁶ Eintragungen Klockners in dem Kirchenbuch der Ev. Gemeinde Bukarest.

¹ Brief des Gemeindevorstandes an den schwedischen Gesandten Ulrich von Celsing vom 16. April 1779 im Gemeindearchiv.

² Schreiben Klockners an den siebenbürgischen Superintendenten vom 2. August 1795. Über die Feier berichtet Klockners Tagebuch: »Der Gottesdienst ging mit Gesang des Liedes: Herr Gott, Dich loben wir an und darauf folgte das alte kräftige Lied: Komm, heiliger Geist usw. Nach Endigung desselben legte man ihm die Augsburgische Concordienformel nebst einigen Punkten vor, die er laut beedigte. Hierauf hielt einer von den Kirchenvorstehern, währenddessen daß der Candidat auf der Stufe des Altars vor dem Redner kniete, eine kurze und bündige Rede über die wechselseitigen Pflichten der Lehrer und Zuhörer und nach Endigung derselben wurde er, zuförderst von dem Redner, dann auch zwei Ältesten mit Händeauflegung und Gebet zu der künftigen Amtsführung unter dreimaligen Ausrufungen der versammelten Gemeinde: Dieser soll unser Pfarrer sein! eingesegnet. Und so wurde mit ihm zugleich die neue Kirche eingeweiht, welches alles am Tage Mariä Himmelfahrt geschah.« Auch gegenwärtig noch wird der Kirchweihetag am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt begangen.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

treffen.« Letzterer hielt eine »Einweihung zum Predigeramte für keine wesentliche Notwendigkeit«, und so blieb die Sache vorläufig auf sich beruhen.

Die Stadt Bukarest machte damals einen durchaus unerfreulichen Eindruck. »Wer einmal in Bukarest gewesen ist, den wird eine türkische Stadt nicht sehr befremden. Flach und unförmlich sind seine Umgebungen, planlos seine mit Kot und Sand bedeckten Straßen, deren einige mit Balken ausgelegt sind, damit der Fußgänger bei nassem Wetter doch fortkommen könne. Heftige Winde in einer Jahreszeit, während der anderen eine matte, durch die Schuld der Einwohner mit bösen Ausdünstungen geschwängerte Luft; schlechtes Trinkwasser und gänzlicher Mangel an öffentlichen Unterhaltungen vermehren die Unannehmlichkeiten dieser Stadt, die demungeachtet eine Bevölkerung von mehr als 80 000 Einwohnern hat¹.«

Dieser stattlichen Bevölkerungszahl gegenüber war die Gemeinde verschwindend klein. Sie zählte rund 250 Seelen — eine im Jahre 1786 aufgestellte »Seelenbeschreibung« weist 265 auf. Sie setzte sich aus Angehörigen der verschiedensten Berufe und Gesellschaftsklassen zusammen; Ärzte und Apotheker waren vertreten wie Kaufleute, Sprachlehrer und Handwerker aller Art. Ihrer Herkunft nach stammten sie aus allen Teilen Siebenbürgens; daneben gab es manche, deren Heimat im »Reich« lag; außerdem hielten sich die reformierten Ungarn zu der Gemeinde. Über die weite, ausgedehnte Stadt wohnten die Pfarrkinder Klockners zerstreut; die Kirche dagegen lag in der äußersten nördlichen Vorstadt. Jahrelang hatte der Gemeinde der durch den Pfarrer zu vermittelnde Zusammenhang gefehlt; Handel und Wandel waren durch Kriegszeiten gelähmt; keine kirchliche Obrigkeit übte durch ihre Autorität auf die Gestaltung des Gemeindegelbens Einfluß. Zwar gab die 1751 geschaffene und bei Klockners Amtsantritt noch in Kraft befindliche Gemeindeordnung², wonach unter Berufung auf 1. Kor.6, 1.2 „Gerichtssachen, so in dieser Gemeinde entstehen, nicht vor anderen Nationen, sondern bey dem Geistlichen in Gegenwart der Ältesten nach der heiligen Schrift und gesunden Vernunft ohne Ansehen der Person gerichtet und nach Befinden der Sache auch gestraft werden“ sollten, dem Pfarrer eine

¹ Engels, »Geschichte der Moldau und Walachey«, Bd. II, S. 74.

² Zuletzt abgedruckt in »Beiträge« usw» S. 6ff

überragende Stellung, durch die er in alle Lebensverhältnisse seiner Gemeindeglieder einzugreifen befugt war; aber wo war der Zwang, der jeden einzelnen nötigte, sich dieser Ordnung zu fügen? Er konnte nur durch treue und gewissenhafte Arbeit, die einer innerlich gefestigten pastoralen Persönlichkeit entsprang, ersetzt werden. So stand Klockner bei seinem Amtsantritt vor schwersten Aufgaben.

Mit frischem Mut griff er sie an. Zunächst galt es, das gänzlich auseinander geratene Gemeindeleben wieder in geordnete Bahnen zu lenken und das zerrüttete Kassenwesen auf neue Grundlagen zu stellen. In einem am 15. September 1778 abgehaltenen »Generalkonvent« wurde, »da die Armuth der Gemeinde sehr groß war«, die Einführung von Stolargebühren und die Einteilung der Beerdigungen in verschiedene Klassen mit entsprechend abgestuften Taxen beschlossen¹. Der verhältnismäßig sehr ausgedehnte Gemeindebesitz gestattete die Anlegung eines Weingartens und das Halten von Schafen. Die Sicherstellung der Einnahmen sollte der Regelmäßigkeit der Gehaltszahlungen zugute kommen. Das war umso notwendiger, als Klockner ein Jahr nach seiner Übersiedelung sich in Bukarest einen eigenen Hausstand gründete, indem er sich am 15. August 1779 „mit des wohlehenvesten H. H. Michael Steeige, Bestmeritierten ältesten Mitgliedes dieser Evangel. Kirche schätzbaren Jungfer Töchterchen nam. Anna Sophsia ehelich verband“². Das Pfarrgehalt betrug außer den Stolargebühren damals 150 Piaster; Klockner erklärte sich nicht nur damit einverstanden, sondern zu dauerndem Bleiben bereit, da ihm bei seinem Amtsantritt die Ältesten versichert hatten, „daß er nicht denken solle, als könne das Salarium nicht verbessert werden“, ja daß es sogar „nach einem Jahr oder etwas weniger vermehret seyn solte“. Zu diesem Gehalt kamen noch die Zinsen des von dem 1755 in Konstantinopel verstorbenen Barons Sigismund Zay de Csömör

¹ Die Beerdigungen wurden in »extraordinäre Generalissimusleichen, Generalleichen und Parentationen« eingeteilt.

² Eintragung Klockners im Kirchenbuch über die Trauung berichtet sein Tagebuch, daß er vergeblich die Vollziehung der Trauung sowohl von den in Bukarest tätigen Franziskanern als auch von einem orthodoxen Bischof, »der ein sehr guter Freund von mir und der aufgeklärteste Mann von der ganzen Klerisei« war, erbeten habe. Zu diesem Zwecke nach Siebenbürgen zu reisen, hätte zu viel Auslagen verursacht; so „gingen die Brautleute zur Kirche und schwuren sich am Altar in Gegenwart aller Hochzeitgäste den Eid der Liebe und Treue, sangen und beteten und kehrten mit frohem Gemüt ins Freudenhaus zurück“ (nach Teutschländer I, S. 27, Anm.). Das „Jungfer Töchterchen“ war erst 13 Jahre alt.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

gestifteten Legates in Höhe von 40 Piaster hinzu³.

Mit der Gestaltung der äußeren Ordnung sollte der innere Wiederaufbau Hand in Hand gehen. „Verschiedene herrschende Laster, die besonders der Sittlichkeit des verdorbenen Menschen eigen sind und die hier unter dem rohen und ungesitteten Volke dem größten Haufen eigen waren, veranlaßten mich, eine allgemeine Zusammenkunft zu berufen, um Conventionalgesetze zu bestimmen und festzusetzen. Die wenigsten blieben von dieser Zusammenkunft fern“, deren Ergebnis darin bestand, daß aus 10 zum Vorschlag gebrachten Männern 6 zu Vorstehern gewählt werden sollten, „allesamt tüchtige Subjekte“, die mit dem Pfarrer zusammen über Zucht und Sitte wachen sollten¹. Die Verwaltung des Kirchenvermögens sollten 2 Älteste als „Kirchenväter“ übernehmen. Die Kirchenzucht erstreckte sich bei Klockner sogar bis auf die Eintragungen im Kirchenbuch².

In den ersten Jahren hatte Klockner auch den Unterricht in der Gemeindeschule zu erteilen; wie weit ihn diese Tätigkeit in Anspruch nahm, kann nicht gesagt werden; nach einigen Jahren jedoch wurde ein besonderer Lehrer angestellt.

Die Führung des eigenen Hausstandes erforderte wahrscheinlich mehr Mittel, als dem jungen Ehemann zur Verfügung standen, und nach der von ihm dem schwedischen Gesandten gemachten Schilderung gewann dieser den Eindruck, „daß die persönlichen Umstände Ew. Hochwohllehw. die beklagenswürdigsten sind³“. Die zum Pfarrgehalt gezeichneten Beiträge gingen unregelmäßig oder gar nicht ein, wohl auch in Folge einer Maßnahme der Landesregierung, die 1780 begann, „alle Fremden und so auch unsere Leute zur Erlegung der Kopfsteuer und anderer Landesabgaben zu zwingen. Der Widerspenstigen war der größte Teil und wurden unter wechselseitigem

³ „Nova Acta Historico-Ecclesiastica“, Bd. I, 1758. Das von der schwedischen Gesandtschaft in Konstantinopel verwaltete Legat, ursprünglich aus 1000 Löwentälern bestehend, kommt noch gegenwärtig den Pfarrern der Bukarester Gemeinde zugute. Schenkungen der schwedischen Gesandten von Celsing und von Heidenstam vermehrten es beträchtlich.

¹ Bericht Kl. im Kirchenbuch. Es wird sich im wesentlichen um eine Bestätigung der alten Gemeindeordnung gehandelt haben; Punkt 5 dieser lautet: „Sollen alle offenbaren Hurer, Ehebrecher, Flucher und Gotteslästerer nach gethaner Buße mit 12 türkischen Thalern oder nach der Größe gestraft werden.“

² Die Taufe unehelicher Kinder wurde so eingetragen, daß man das Buch umdrehen muß, um Namen usw. lesen zu können.

³ Brief des schwedischen Gesandten von Heidenstam an Klockner vom 17. 21. 1780.

Schmähen und Schimpfen und Drohen in elende Löcher eingesperrt. Diese Abgaben waren um so lästiger, weil man es nicht bestimmte und auch nicht bestimmen wollte, wieviel jeder jährlich contribuiren sollte.“ Klockner setzte den schwedischen Gesandten davon in Kenntnis und unter Überwindung von allerlei Schwierigkeiten – alle in das Ausland gehenden Briefe mußten damals durch die Hände der Grenzkommandanten gehen– erreichte er die Zurücknahme dieser Verfügung für „die Angehörigen fremder Staaten. „Frei und ungehindert durfte und konnte jeder seinem Gewerbe und Geschäfte nachgehen, wenn er nur die Gesetze und Polizeiverordnungen nicht verletzte. Versah es aber Jemand hierin, so empfand er auch mittels körperlicher Mißhandlungen und schwerer Geldbußen des Richters Zorn und Unwillen, Geldgier und Rache in doppeltem Maße¹.“

Zu diesen Sorgen um den äußeren Bestand der Gemeinde kamen noch Schwierigkeiten innerhalb dieser selbst. Sie waren aus Zänkeereien und Eifersüchteleien entstanden, die sich zu einem Streit um die besten Kirchenplätze zuspitzten. Auch darüber hat Klockner dem schwedischen Gesandten sein Herz ausgeschüttet, der ihn ermächtigte, „in seinem Namen mit einigen nöthigen Erinnerungen zu Eintracht und anständigen Gesinnungen“ die Gemeinde darauf aufmerksam zu machen, daß ein solcher Streit „gar zu sehr wider die christliche demuth streite“ und er „sei in aller Hinsicht so lächerlich, daß die Glieder der Gemeinde bey reiferer Überlegung ohnmöglich darauf bestehen können. In dem Hause des Herrn sind wir alle gleich und vor Ihm ist kein anderer Unterschied, als den Tugend und Demuth machen. Stolz und Aufgeblasenheit sind Christen unanständige Laster.“ Diese ernste Mahnung scheint wenig Eindruck gemacht zu haben, so daß im Jahre 1785 für die einzelnen Kirchenbänke je nach der Stellung ihrer Inhaber ein verschiedener Anstrich bestimmt wurde. Diese lächerliche und kleinliche Angelegenheit beweist, daß in der nicht allzu zahlreichen Gemeinde sich eine Art Aristokratie herausgebildet hatte, wie denn auch zu gleicher Zeit die Mitgliederzahl des Vorstandes auf 12 (bei 265 Seelen!) erhöht wurde, deren Vorhandensein dem Gesamtleben der Gemeinde nur schädlich sein konnte und dem Pfarrer das Arbeiten erschweren mußte². Diese

¹ Teutschländer II, S. 24f. nach einem Bericht Klockners.

² Auf zu entleihende Kirchengelder sollten die Ältesten den ersten Anspruch haben.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

betrüblichen Erfahrungen ließen in Klockner einen Plan reifen, der nach Lage der Dinge der einzig vernünftige war: er wollte die Gemeinde aus ihrer völligen Isoliertheit in einen größeren kirchlichen Verband eingliedern. Dieser konnte nur die siebenbürgische Landeskirche sein¹. In einer Art privaten Übereinkommens sollte Bukarest als Filial an Kronstadt angeschlossen werden. Die hierüber im Jahre 1780 angeknüpften Verhandlungen versprachen einen günstigen Verlauf, da es „dem löblichen Kronstädter Consistorio nicht unangenehm seyn würde, so sie dasige Kirche zu einer Filialkirche machen wollten“, wurden aber abgebrochen, als ein Privatbrief aus Konstantinopel darauf aufmerksam machte, daß „im Falle solches geschehen wäre, ohne Wissen und Einwilligung der schwedischen Gesandtschaft, die Gemeinde dann auch von jener Seite die Protektion nachsuchen müßte, welche vielleicht nicht so eifrig sein dürfte.“ So blieb Klockner auf die Selbsthilfe angewiesen. Er legte der Gemeinde „einige bestimmte Conclusionsartikel“ vor, welche sowohl „die Pflichten der ganzen Gemeinde gegen mich als ihren Geistlichen als auch die gegenseitigen von mir genauer bestimmen, befestigen und begründen sollen“, und deren „Conclusum“ kurz und bündig lautet: „Unter der Bewilligung aller dieser Bedingungen verspreche ich der hiesige Geistliche zu bleiben, im widrigen Falle aber fortzugehen.“ Letzteres trat nicht ein; die Lage muß sich also gebessert haben. Er blieb in seiner Gemeinde und erlebte in ihr Freuden und Leiden des Familienlebens. Im Dezember 1781 wurde das erste Kind, ein Sohn, geboren; im Mai des folgenden Jahres mußte der Vater es in das frühe Grab legen.

Im Sommer 1782 sah er zum ersten Male seine alte Heimat wieder. Im Widerspruch zu der ablehnenden Haltung, die man in den leitenden kirchlichen Kreisen Siebenbürgens der Gemeinde Bukarest gegenüber bisher eingenommen hatte, erhielt er die erbetene Ordination und durch diese offizielle Anerkennung seines Amtes belebte sich seine Hoffnung auf Anschluß seiner Gemeinde an die siebenbürgische Landeskirche; das 1783 erlassene Toleranzpatent Josephs II. ließ ihn erwarten, daß die evangelische Kirche seiner Heimat größere Bewegungsfreiheit auch über die Landesgrenzen hinaus erhalten würde. Im August 1785 erklärte sich die Gemeinde „im Hinblick

¹ Siehe dazu meinen Aufsatz: „Die Versuche einer Angliederung der Gemeinde an die siebenbürgisch-sächsische Landeskirche“ in „Beiträge“ S. 23ff.

darauf, daß eine geistliche Gesellschaft, die so ganz für sich bestehet, in mancherlei Rücksicht nicht anders als unglücklich seyn kann, soferne sie keinen Orth der Zuflucht, des Rathes und des Beystandes anderswo hat“, bereit, sich in bezug auf Kultus, Lehre und Disziplin dem siebenbürgischen Superintendenten zu unterstellen und behielt sich nur das Recht der freien Pfarrwahl vor.

Die Erledigung dieses Bittgesuches wurde „auf gelegeneren Zeiten“ vertagt. Dieser Fehlschlag und die Streitigkeiten innerhalb der Gemeinde veranlaßten Klockner, vertraulich in Konstantinopel anzufragen, ob er die gerade vakante Stelle eines schwedischen Gesandtschaftspredigers erhalten könne. Doch auch dabei war ihm das Glück nicht hold; die Stelle wurde nur an schwedische Staatsangehörige durch den Erzbischof von Upsala verliehen. Auch die liebenswürdigen Worte, mit denen ihm die Aussichtslosigkeit seines Bemühens bekanntgegeben wurde, konnten über die erlittene Enttäuschung nicht trösten.

So galt es denn, auf dem schweren und einsamen Posten auszuharren. Bald kam neue Schwierigkeit. Im Herbst 1787 brach wieder einmal Krieg zwischen Rußland und der Türkei aus, und wieder einmal sollte Rumänien der Kampfschauplatz werden. Diesmal griff auch Österreich ein, um die Walachei besetzen zu können. Beunruhigt durch die immer bedrohlicher werdende Lage, schickte Klockner seine Familie – es waren ihm inzwischen zwei Kinder geboren – auf Rat des schwedischen Gesandten nach Siebenbürgen. Er selbst wurde mit allen österreichischen Untertanen verhaftet und nur unter Berufung auf den schwedischen Schutz wieder befreit. Kaum von einer schweren Erkrankung genesen, mußte er Bukarest verlassen; durch Einspruch des schwedischen Gesandten waren alle Verhaftungen aufgehoben, aber alle Österreicher wurden über die Grenze geschickt. Unter Begleitung einer türkischen Eskorte zog die ganze evangelische Gemeinde in 155 Wagen nach Norden der Landesgrenze zu. Hier traf Klockner mit seiner Gattin wieder zusammen. „Ihr trübes Auge, das soviele Thränen um meinetwillen vergossen, wurde erst nach unsern beiderseitigen Freudenergüssen wieder heiter. Durch Kummer und Leiden war sie – durch Kummer und Leiden war ich abgezehrt; mein Geldbetrag machte nicht mehr als 32 Piaster

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

aus¹.“ In Kronstadt lebte er monatelang von dem Verkauf der aus der schwiegerväterlichen Goldschmiedewerkstatt geerbten Kostbarkeiten und von der Unterstützung seiner Freunde, bis ein an den Kaiser gerichtetes Bittgesuch ihm eine Anstellung als Feldmesser verschaffte.

Im Spätherbst 1789 wurde Bukarest von österreichischen Truppen besetzt; ihr Befehlshaber, Prinz Friedrich Josias von Koburg, ließ Klockner unter Überweisung eines reich bemessenen Reisegeldes nach Bukarest zurückkommen. Im Januar 1790 konnte er sein Amt wieder antreten.

Die Wiederaufnahme seiner Tätigkeit bedeutete einen Neuanfang. Klockner legte darum ganz neue Kirchenbücher an, obwohl das alte Register der Amtshandlungen kaum zur Hälfte vollgeschrieben war. Das verwüstete Pfarrhaus konnte nur mit Hilfe einer unter den Offizieren der Besatzungstruppen veranstalteten Kollekte wiederhergestellt werden, und zur Neueinrichtung der Kirche, die bisher als Pferdestall gedient hatte, ließ der Prinz wirksame Unterstützung. Dieser wollte bei dem bescheidenen Umfange der Arbeit, den die erst allmählich sich wieder sammelnde Gemeinde erforderte, die Arbeitskraft des Pfarrers ganz für seine evangelischen Soldaten verwenden. Klockner setzte es aber durch, daß er abwechselnd Gottesdienst in der Stadt und im Lager halten konnte. Diese Tätigkeit in der Armee trug ihm zwar eine besondere Zulage ein, nötigte ihn aber auch zu häufigen Besuchen in den Lazaretten, wodurch er infolge des pestähnlich auftretenden Faulfiebers sich in steter Lebensgefahr befand.

Das Wohlwollen, das der Prinz ihm entgegenbrachte, äußerte sich in der Empfehlung Klockners für die Neubesetzung der Pfarrstelle zu Fogarasch in Siebenbürgen, die zwar kein sehr hohes Gehalt einbrachte, jedoch ein regelmäßig-es und gesichertes Einkommen abwarf. Es zeugt für Klockners Verantwortlichkeitsbewußtsein, daß er dies Anerbieten ausschlug, da die Gemeinde in den kriegerischen Zeiten sicherlich keinen Pfarrer hätte erhalten können. So blieb er, wo er war und quälte sich weiter ab. Immerhin erhöhte ihm die Gemeinde aus Dankbarkeit das Gehalt auf 200 Piaster, die erste Zulage, die er nach zwölfjähriger Dienstzeit erhielt.

¹ Teutschländer II, S. 34.

Als sich 1792 die Vertreter der europäischen Großmächte in Sistov an der Donau zur Friedenskonferenz versammelten, erbat Klockner in einer ausführlichen Eingabe, daß in den Friedensvertrag eine Bestimmung aufgenommen werde, daß der jeweilige Landesfürst eine jährliche Subvention an die Gemeinde zu zahlen habe. Diesem Verlangen wurde nun freilich nicht stattgegeben; immerhin bestätigte der bald eingesetzte Fürst der Gemeinde die bisherigen Privilegien.

Während das Gemeindeleben sich wieder in den altgewohnten Geleisen zu bewegen begann, nötigte die 1795 ausgebrochene Pest zur allgemeinen Flucht über die Berge. Klockner versuchte während dieses unfreiwilligen Aufenthaltes die zehn Jahre früher begonnenen Verhandlungen zum Anschluß seiner Gemeinde an die siebenbürgische Kirche wieder aufzunehmen. Eine ausführliche Denkschrift wurde dem Superintendenten eingereicht und eine persönliche Besprechung fand statt; die Angelegenheit sollte einer später zu berufenden Synode vorgelegt werden. So blieb auch diesmal ein greifbarer Erfolg aus. Die Rückreise konnte Klockner nur mit Hilfe einer unter den Gemeindemitgliedern veranstalteten Sammlung antreten. Unverdrossen ging er wieder an die Arbeit. Von jedem der rasch aufeinander folgenden Fürsten konnte er für die Gemeinde kleine finanzielle Vorteile – so 1799 die Erlaubnis, ein steuerfreies Wirtshaus zu eröffnen – erreichen. Auch in sein häusliches Leben fiel durch Verheiratung der ältesten Tochter Sonnenschein; da brachte die Jahrhundertwende neue Aufregungen.

Der Pascha von Widin empörte sich gegen die Pforte; trotz anfänglicher Niederlage wiederholte er 1802 seinen Aufstandsversuch und besetzte Bukarest; alles lief in wildem Schrecken davon, auch Klockner mußte flüchten, und wiederum konnte er nur mit Hilfe einer in der Gemeinde gemachten Kollekte heimkehren. Bald nach Wiederaufnahme der Arbeit erfolgte am 29. Oktober 1802 ein mehrere Minuten dauerndes Erdbeben, dem zahlreiche Gebäude in der Stadt zum Opfer fielen.

Die Jahre gingen dahin unter Arbeit, Mühe und Entbehrung. Die Kinder wuchsen heran und oft war Schmalhans Küchenmeister. Als Klockner im Jahre 1804 von dem Generalsuperintendenten D. Löffler in Gotha 6 Louisdors und 4 Taler Konventionsmünze, „am hiesigen Hofe collegieret“, zugesandt erhielt, schrieb er bewegten

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Herzens: „Gott sey ewig Dank; groß war meine Noth, sie ist wieder auf einige Zeit gestillet.“ Ein Jahr darauf starb die Gattin, die tapfer alles Ungemach zu tragen geholfen hatte. Dann kamen wieder politische Verwickelungen. Napoleon I. hatte mit einem aus Berlin datierten Brief vom 11. November 1806 den Sultan seiner Freundschaft versichert¹; die Antwort war, daß Rußland, das damals im Bund mit Preußen gegen Frankreich kämpfte, die der Türkei untertänigen Donaufürstentümer besetzte. Die Einwohner Bukarests lebten in höchster Spannung; die k. k. Agenzie forderte die österreichischen Untertanen auf, zu ihrer Persönlichen Sicherheit schwarzgelbe Schleifen zu tragen und nach Einbruch der Dämmerung nicht mehr auf die Straße zu gehen. „Das waren böse Stunden und am Fürchterlichsten die Vormittagsstunden des 25. Dezember, bis die Russen hereinkamen“, schrieb Klockner.

Nach dem Frieden zu Tilsit wurden Kaiser Alexander und Napoleon Freunde, und der Preis war das Zugeständnis zur weiteren Besetzung der Donaufürstentümer. Da unter den russischen Truppen viele evangelische Balten sich befanden, so wuchs Klockner wie in den Tagen der österreichischen Okkupation durch die uniformierten Glaubensgenossen mancherlei Arbeit zu, die ihm aber auch wie damals eine Gehaltszulage einbrachte. Auch sein Familienleben wurde durch diese Besatzung berührt. Im Frühjahr 1809 heiratete eine Tochter den russischen Hauptmann von Russau, allein der junge Ehemann starb, bevor ihm ein Kind geboren war. Im Gefolge der russischen Truppen kam der Feldprediger Wilhelm Harte² in Klockners Haus und beide Männer wurden rasch Freunde. Als dieser im Herbst 1809 die Pfarrstelle der evangelischen Gemeinde zu Jassy übernahm, griff Klockner seinen alten Gedanken wieder auf, die Gemeinde Bukarest in einen größeren kirchlichen Verband hineinzustellen. Da ein Anschluß an die siebenbürgische Landeskirche nicht zustande gekommen war, sollte dieser kirchliche Organismus in den Donaufürstentümern selbst entstehen und die Gemeinden Jassy und Bukarest waren dessen erste Keime. So wurde Klockner Superintendent.

¹ Hurmusaki, „Dokumente zur Geschichte der Rumänen“, Supplement I, Bd. 3, S. 361.

² Über ihn siehe Kapitel 2.

Dem ersten Enkelkind waren nur wenige Monate Lebensdauer beschieden. Am 10. März 1811 mußte der Großvater es in das frühe Grab legen. Es folgten bitterböse Zeiten. „May 24sten begrab ich mein theures Johanna Juliana. Ach, du warst die Crone meines Hauses und die Freude meines Lebens.“ Und am 13. Juli des gleichen Jahres notiert er: „Begraben Christina Charlotte Russau, den letzten Funken meiner Ehe, mein theures Kind¹.“

Im Herbst 1812 zogen die Russen ab; ein Jahr darauf wütete die Pest unter der Bevölkerung der Stadt und raffte fast den dritten Teil der Gemeinde dahin.

Die Fülle der schweren Erfahrungen und Erlebnisse waren an Klockners Arbeitskraft nicht spurlos vorübergegangen, aber ihm winkte kein Ruhestand „procul negotiis“. Er mußte in den Sielen bleiben, weil Amtsaufgabe sich dem Elend preisgeben bedeutete hätte. So plante man, ihm eine Hilfskraft zur Seite zu stellen. Nachdem Klockner 1812 das Anerbieten Hartes, nach Bukarest als zweiter Geistlicher überzusiedeln, abgelehnt hatte, erhielt er erst drei Jahre später in dem aus Deutschland nach Siebenbürgen gekommenen Theologen Peters einen Hilfsprediger, erlebte aber an dem „schüchternen und unentschlossenen²“ jungen Mann nicht viel Freude, da dieser infolge unangenehmer Erfahrungen bald sein Amt aufgab und den alten Klockner seinem Schicksal überließ.

Gerade damals vollzog sich eine grundlegende Änderung im Aufbau der Gemeinde. Die reformierten Ungarn lösten sich von ihr ab und gewannen in dem Kandidaten Emmerich Schücke einen eigenen Pfarrer. Daß daraus keine Gegnerschaft entstehen sollte, brachte die an Klockner gerichtete Bitte dieser neuen Gemeinde zum Ausdruck, er möge ihren Geistlichen ordinieren. Er hatte zunächst Zweifel, ob die „Authenticität“ eines reformierten Pfarrers, der von einem lutherischen Superintendenten „consacriert“ sei, auch allenthalben anerkannt werden würde. Die reformierte Gemeinde zerstreute seine Bedenken, da „kein wesentlicher Unterschied zwischen beyden Sekten“ sei. Mitbestimmend für Klockners Entschluß, die Ordination zu vollziehen, war der Gedanke, in der reformierten Gemeinde zu Bukarest ein drittes Glied seines Superintendenturbezirkes zu gewinnen. Er

¹ Eintragungen Klockners im Kirchenbuch

² Urteil Klockners in den Gemeindeakten.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

nahm sie ganz nach der Ordnung der siebenbürgischen Landeskirche vor, indem er zuvor ein Examen mit dem Ordinanden abhielt. Das darüber verfaßte Schriftstück ist das einzigste, das uns in Klockners theologische Gedankenwelt und Amtsauffassung hineinblicken läßt. Sie ist im wesentlichen die rationalistische jener Zeit. Es handelt sich um das „ehrwürdige Predigtamt, das von Gott eingesetzt, wichtig, nützlich, notwendig“ ist. Denn „durch den Lehrerstand wird des Menschen Verstand erleuchtet, geübt, gebessert und erhöht.“ „Das Geschäft des Geistlichen ist, Gott bey den Menschen beliebt und geehrt zu machen.“ „Der erkennt die Lehrer nicht recht, der sie für unfehlbare Heilige oder gar für Magier hält, die durch ihren Krankenbesuch, durch Austheilung des Herrn Abendmahls und durch ertheilten Segen einen Gottlosen in den Himmel bringen können. Der kennt sie auch nicht recht, der sie für Staatsbediente hält, um den Pöbel in Zaum zu halten, übrigens den Vornehmen ein Ärgerniß den Hochweisen eine Thorheit. Sie sind für einen wie für den andern Bothen des Friedens. Wir bitten euch, lieben Brüder-, fängt der Apostel an, daß ihr erkennt, die an euch arbeiten, euch vorstehen in dem Herrn und euch ermahnen.“

Am 31. Oktober 1815 vollzog Klockner diese seine erste und einzige Ordination. In der Gemeinde selbst ging, je älter er wurde, sein Einfluß zurück; das kam deutlich in den 1818 geschaffenen neuen Gemeindefestsetzungen zum Ausdruck. In ihnen wurde der Pfarrer von der Verwaltung der Gemeinde ausgeschlossen und auf die rein geistliche Tätigkeit beschränkt. Ausdrücklich wurde bestimmt, daß die Sitzungen nicht in der Wohnung des Geistlichen stattzufinden hätten.

Wohl zum Trost für diese Kaltstellung wurde er von der Gemeinde förmlich zum Superintendenten ernannt. Diese neue Gemeindeordnung trug den Keim zu künftigen Streitigkeiten in sich. Es wurde zwischen Gemeindevorstehern und Kirchenvorstehern unterschieden, die alle aus der Gemeinde zu wählen waren; aber die letzteren waren nicht mehr als bessere Kirchendiener.

Auch der 1818 angestellte Hilfsprediger Andreas Scharai, aus einem bei Kronstadt gelegenen ungarischen Dorfe stammend, war nicht der Mann, um Einigkeit in der Gemeinde aufrechtzuerhalten und dem alten Seelsorger eine Stütze zu sein. Wohl war er rührig und tätig; aber die Triebfeder war Ehrgeiz.

Er fand ein reiches Arbeitsfeld vor, da die Schule ganz neu gegründet werden mußte. Aber da brach 1821 Revolution aus, viele Gemeindeglieder flüchteten; die Geschäfte gingen schlecht und mehrere Jahre hintereinander forderte die Pest zahlreiche Opfer auch aus der Reihe der Gemeindeglieder. Die Gemeinde verarmte, dazu rissen Parteiungen sie ganz auseinander. Die Gegensätze offenbarten sich mit Leidenschaftlichkeit, als im Jahre 1824 der Beschluß gefaßt wurde, daß Scharai und ein Mitglied des Kirchenvorstandes im folgenden Frühjahr eine Kollektenreise in die protestantischen Staaten unternehmen sollten, da anders der Gemeinde, die zwei Pfarrer zu erhalten und große Erneuerungsarbeiten an der Kirche vorzunehmen hatte, nicht mehr zu helfen war. Doch wurde der Plan wieder fallengelassen, da man für die Zeit von Scharais Abwesenheit für ihn einen Vertreter hätte beschaffen müssen, was die Kasse zu tragen nicht imstande war.

Klockner trat ganz in den Hintergrund; er war völlig einsam geworden, da am 7. September 1817 auch seine einzige Schwester, die er zu sich genommen hatte, starb. Am 19. April 1827, fast 80 Jahre alt und beinahe 50 Jahre im Dienst der Gemeinde stehend, schloß er die müden Augen. Sein Grab wurde bald vergessen.

Von 1827 bis 1846.

Scharai war nun alleiniger Pfarrer, aber er war es nicht ohne Widerspruch seitens eines Teiles der Gemeindeglieder. Man behauptete, daß er niemals mit der Anwartschaft, Klockners Nachfolger zu werden, berufen und daß daher die Gemeinde zu befragen sei, ob sie sein Bleiben wünsche. Inn dieser Gegensätzlichkeit offenbarte sich der Riß, der durch die Gemeinde ging. Auf der einen Seite standen die „Honoratioren und Artisten“, das heißt die Intellektuellen, und auf der anderen die Professionisten. Da letztere zumeist in den letzten Jahren aus Preußen eingewandert waren, die ersteren aber aus Siebenbürgen stammten, so bedeutete die bestehende Spaltung zugleich einen Stammesgegensatz. Die Siebenbürger gehörten den schon länger in Bukarest ansässigen Familien an; aus ihrer Mitte war einst die Gemeinde gegründet und ihr Kern gebildet worden; so glaubten sie, eine Art Monopol auf die Leitung zu haben. Die

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

schwedische Gesandtschaft übertrug, da die in der Gemeinde herrschenden Verhältnisse von Konstantinopel aus nicht recht zu übersehen waren, ihr Aufsichtsrecht den Konsularagenten Englands und Österreichs, die eine friedliche Verständigung für aussichtslos hielten und daher im Jahre 1828 einen Satzungsentwurf vorlegten, in dem sie die beiden Parteien dadurch miteinander auszugleichen suchten, daß in den Vorstand je vier Mitglieder der einen wie der anderen Partei zu wählen seien. Wie weit die Gegensätze bereits gediehen waren, beweist die wahrhaft klassische Bestimmung, daß in den Versammlungen „der Herr Pastor den Vorsitz haben wird, aber einzig in der Absicht, die Heftigkeit der Debatten zu mildern, jedoch ohne den mindesten Einfluß oder Zwang auf die Berathungen auszuüben und ohne, falls Stimmengleichheit wäre, das Recht der entscheidenden Stimme zu haben“. Seine einzige Aufgabe sollte die Protokollführung sein. Ohne die Meinungsäußerung der Gemeinde abzuwarten, verkündete Scharai diese Satzungen als gültige Gemeindeordnung. Die beiden Konsularagenten setzten eine Liste in Umlauf, auf der jedes Gemeindemitglied sich zur genauen Einhaltung der neuen Ordnung verpflichten sollte. Die letzte Entscheidung in allen Gemeindeangelegenheiten sollte nicht mehr, wie bisher, die Vollversammlung der stimmberechtigten Mitglieder haben, sondern sollte in der Hand der bürgerlichen Behörden liegen. Als solche kamen nach Lage der Dinge nur die Konsulate in Betracht; mit einem Wort, die Autonomie der Gemeinde war aufgehoben. Daß dies nicht der richtige Weg war, um den Frieden wiederherzustellen, liegt auf der Hand. Wie konnten in einer Kirchengemeinde zwei auf sozialen und vielleicht auch auf der Verschiedenheit des Volksstamms beruhende Parteien offiziell anerkannt werden, und wie konnte man eine geordnete Arbeit von einem Vorstand erwarten, der sich alle Jahre neu zusammensetzen sollte? Sein rasches und unüberlegtes Eintreten für die neuen Satzungen verschaffte Scharai nur neue Gegner. Die Preußen erklärten korporativ ihren Austritt und ließen etwa notwendige Amtshandlungen durch Schückei vollziehen.

Durch solche Zustände gerieten die Finanzen immer mehr in Verfall, so daß Scharai auf seinen alten Plan, im Ausland eine Kollektorenreise zu veranstalten, zurückkam. Zu seinem Vertreter wurde ein bisher in Siebenbürgen tätig gewesener Lehrer, Samuel Gabel, bestellt, und im Oktober 1832 begab er sich zunächst nach

Konstantinopel, wo er sich von der schwedischen und preußischen Gesandtschaft Empfehlungsbriefe ausstellen ließ.

Nach kurzem Aufenthalt in Bukarest, wohin er einen in der türkischen Hauptstadt gesammelten Betrag mitbringen konnte, reiste er nach Rußland ab. Mehrere Monate hielt er sich in Petersburg auf; hier schrieb er sein Büchlein über die Geschichte seiner Gemeinde und studierte die in der evangelischen Kirche Rußlands geltenden Gesetze, die die Grundlage für eine in Bukarest einzuführende neue Verfassung bilden sollten.

Über Finnland ging es weiter nach Stockholm, wo ihm durch die schwedische Gesandtschaft in Konstantinopel die Wege geebnet waren. Großen Wert legte Scharai auf ein amtliches Gutachten über seinen Verfassungsentwurf, um so die nötige Autorität zu ihrer späteren Einführung hinter sich zu haben. Der Erzbischof von Upsala, vom König zur Meinungsäußerung aufgefordert, sprach sich günstig über ihn aus. Nur mit diesem Resultat in der Tasche kam Scharai nach vier Jahren nach Bukarest zurück. Einen Kollektenertrag konnte er nicht vorweisen; die gesammelten 1200 Dukaten hatte er bis auf den letzten Pfennig verbraucht; er tröstete die Gemeinde jedoch damit, daß in Schweden und Norwegen die Sammlungen noch nicht zu Ende geführt seien.

In der gleichen Zeit hatte Schückei auf Grund eines ebenfalls in Konstantinopel Persönlich erlangten Empfehlungsbriefes in Preußen und Holland kollektiert und durch zahlreiche Zeitungsartikel die Aufmerksamkeit auf seine Gemeinde gelenkt. Er konnte sich auf die Tatsache stützen, daß ihn die in Bukarest wohnhaften evangelischen Preußen zu ihrem Seelsorger erwählt hatten, und nannte sich daher „Gründer und Pastor der vereinigten lutherischen und reformierten Gemeinde“. Scharai unterließ es nicht, seinen Nebenbuhler gehörig anzuschwärzen, indem er ihn u. a. als Trinker bezeichnete. In Berlin wurde man aus den Bukarester Verhältnissen nicht klug und verfügte daher, daß die Erträge aus Schückeis Kollektenreise bis auf weiteres bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bis zu einer erfolgten Einigung der beiden Gemeinden zu hinterlegen seien. Diese hoffte man durch ihre Verschmelzung zu erreichen, in der Art, wie gerade damals die Union der reformierten und lutherischen Gemeinden in Preußen durchgeführt wurde.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Infolgedessen mußten Scharai und Schückeri miteinander in Verbindung treten, wobei ersterer seinen Verfassungsentwurf vorlegte. In seiner Gemeinde fand er mit diesem keinen Anklang. Zwar wurde ein Ausschuß zu seiner Beratung gebildet, der vierzehn Sitzungen abhielt und sich dann auflöste, nachdem er bis zu Paragraph 38 vorgedrungen war. Da das ganze Skriptum aber 442 Paragraphen umfaßte, so kam der Abbruch der Verhandlungen einer völligen Ablehnung gleich. Und das war das Vernünftigste. Denn die unmöglichsten Bestimmungen, wie über die Heirat zwischen Protestanten und Mohammedanern, waren in ihm enthalten; andere verstießen direkt gegen die Landesgesetze, und was am meisten Mißfallen erregte, war die Einsetzung eines über der Gemeinde stehenden Konsistoriums mit einem Präsidenten und einem Superintendenten an der Spitze. Hier sollte die von Klockner erhoffte Landeskirche ihre Neubelebung erfahren, wie denn Scharai seinen Gesetzentwurf nicht nur für die Gemeinde in Bukarest, sondern auch „für diejenigen, welche sich an dieselbe noch anschließen und künftighin in der Walachei noch bilden würden“, geplant hatte.

Die von Preußen verlangte Einigung mußte unter allen Umständen zustande kommen, da ihr Preis die Ausfolgung der Kollektengelder war. Da die Gemeinde die Verfassung nicht anzunehmen geneigt war, hoffte Scharai sie durch die Autorität Schwedens dazu zwingen zu können. Es kam ihm dabei zustatten, daß einer seiner besten Freunde zum schwedischen Vizekonsul in Bukarest ernannt war. Dieser trat nun als Präsident an die Spitze des Konsistoriums. Scharai wurde Superintendent – — seine erste und einzige Amtshandlung als solcher war, daß er sich ein goldenes Kreuz mit Kette als Abzeichen seiner Würde beschaffte –, Schückeri und Gabel wurden Beisitzer. Mit anderen Worten: Die drei Pfarrer wurden ihre eigenen Vorgesetzten und Untergebenen. Keine Warnung machte auf den eiteln und selbtherrlichen Scharai Eindruck. Am 25. Juni 1837 verkündete er von der Kanzel einen Erlaß des Vizekonsuls, der inzwischen das schwedische Wappen über der Kirchentür hatte anbringen lassen, wonach die neue Kirchenverfassung als zu Recht bestehend erklärt wurde. Acht Tage später sollte das Konsistorium in sein Amt eingesetzt werden. Dies geschah in einer theatralischen Feier. Der Vizekonsul zog seinen Degen und hielt eine Lobrede auf Scharai, worauf beide Männer vor dem Altar sich umarmten.

Diese Komödie schlug dem Faß den Boden aus. Ohne irgendein Rechtsverfahren wurde Scharai abgesetzt; auf einem Zirkular hatte sich die Majorität dahingehend entschieden.

Gleichwohl betrat Scharai, wieder mit Kreuz und Kette angetan, am nächsten Sonntag die Kirche, um den Gottesdienst abzuhalten; es wurde ihm aber ziemlich unsanft bedeutet, daß seine Tätigkeit ein Ende habe. Widerstrebend zog er sich zurück, weil es sonst in der Kirche zu einem offenen Skandal gekommen wäre. Er behielt die Kirchenbücher, die durch die Streitigkeiten der letzten Jahre in eine heillose Verwirrung geraten waren, widerrechtlich zurück und vollzog bei seinen Anhängern Amtshandlungen, die er als „Pfarrer und Superintendent“ eintrug. Erst auf mehrfache Intervention der Gemeinde bei der Regierung gab er sie im Herbst 1841 zurück.

Später eröffnete er ein gut besuchtes Erziehungsinstitut und bezog bis zu seinem am 10. April 1850 erfolgten Tode ein Staatsgehalt, das zwar dem Gemeindepfarrer zugedacht, dessen Bewilligung aber auf seinen Namen ausgestellt war.

Die Amtsgeschäfte führte nun Pfarrer Gabel weiter; da er ein einfacher schlichter Mann war, so beruhigten sich die Gemüter allmählich wieder.

Für die Gemeinde aber hatten diese Verwirrungen die Folge, daß Schweden sein Schutzrecht auf Österreich und Preußen übertrug, zumal da die meisten Gemeindemitglieder Untertanen dieser Staaten waren. Das schwedische Vizekonsulat zu Bukarest wurde wieder aufgehoben.

Am 6. Juni 1841 verstarb Pfarrer Gabel. Sein Tod bedeutete für die Gemeinde eine außerordentlich große Verlegenheit; denn woher sollte sie in aller kürzester Zeit einen Nachfolger gewinnen? Der Zufall schien zu Hilfe zu kommen, da kurz darauf ein gewisser Johann Baumann in Bukarest erschien, der angab, Pfarrer in der Bukowina gewesen zu sein. Er erhielt die Erlaubnis zu einer Predigt, und durch eine sofort in Umlauf gesetzte Liste wurden die Gemeindemitglieder zu seiner Wahl aufgefordert. Niemand hatte einen Zweifel an der Wahrheit seiner Angaben, und so trat er schon Ende Juli sein Amt an. Einige Wochen darauf verreiste er in seine siebenbürgische Heimat, um „seine Familie sowie seine Papiere zur Legitimation

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

abzuholen“. Diese Gelegenheit benutzte er, um die Ordination zu erbitten, die ihm auf Grund der Mitteilung, daß er Pfarrverweser in Jassy gewesen sei, und des vorgelegten Anstellungsschreibens anstandslos gewährt wurde¹.

Hatte er also den Bischof der siebenbürgischen Landeskirche belogen und die Gemeinde irregeführt, so kamen über ihn bald Klagen aus Jassy, wo er sich vor seinem Eintreffen in Bukarest einige Zeit aufgehalten und die Gastfreundschaft des dortigen Pastors Holzschuher auf dessen Kleiderschrank und Wäschevorrat ausgedehnt hatte und von wo er bei Nacht und Nebel unter Hinterlassung von Schulden verschwunden war.

Zur sofortigen Entfernung Baumanns wollte der Vorstand mit Rücksicht auf dessen zahlreiche Familie nicht schreiten, und sofort wäre die Verlegenheit wegen Ersatz wieder entstanden. Der Sperling in der Hand ist besser als die Taube auf dem Dach; daher gaben die Vorsteher sich mit einem von Baumann ausgestellten Reverse zufrieden, zu dem dieser um so eher bereit war, als er selbst fühlte, daß seine Stellung bedenklich erschüttert sei. Er versprach in diesem, daß er „bey Führung seines Amtes seine Pflichten aufs Strengste erfüllen und sich eines moralischen, unbescholtenen, nüchternen, der Gemeinde als Beyspiel dienenden Lebenswandels befließigen, . . . in der Gemeinde Ruhe und Frieden zu erhalten suchen und weit entfernt sein werde, Gelegenheit zu gegenseitigen Anfeindungen zu geben, Intriguen zu machen oder Partheyungen zu veranlassen.“

Mit diesem entwürdigenden Schriftstück erkaufte sich Baumann seine Stellung. Der Vorstand aber war doch der Meinung, daß der Gemeinde auf die Dauer mit dessen Arbeit nicht gedient sei und wandte sich daher an den Oberkonsistorialrat D. Marheinecke in Berlin mit der Bitte um Empfehlung eines für die Pfarrstelle in Bukarest geeigneten Theologen. Dessen Vorschlag, – den aus der Zips gebürtigen, in Deutschland ausgebildeten Kandidaten Johann Ludwig Kuntz, einen Mann „von gründlicher Bildung und einem gefälligen ansprechenden Äußeren“, zu berufen, wurde angenommen und im Februar 1843 trat dieser sein Amt an. Trotzdem seine Anstellung ein deutliches Mißtrauensvotum für Baumann war, wurden doch beide Pfarrer in Bezug auf Rechte und Pflichten einander gleichgestellt;

¹ Ordinationsbuch der evangelischen Landeskirche Siebenbürgens.

die Funktionen wechselten wöchentlich ab.

Kuntz nahm sich besonders der arg vernachlässigten Schule an, für die erst ein ordentlicher Lehrplan aufgestellt werden mußte. Bessere Klassenräume wurden im Zusammenhang mit der Errichtung eines Pfarrhauses an Stelle der bisherigen, durchaus ungesunden Wohnungen für die Geistlichen gewonnen. Aber trotz dieser sichtbaren Fortschritte konnte Kuntz keine rechte Freude an seiner Arbeit in Bukarest gewinnen; das Verhältnis zu Baumann war von Anfang an ein unleidliches¹, und so nahm er schon nach zwei Jahren den Ruf in eine Pfarrstelle seiner Zipser Heimat an, obwohl er auf drei Jahre verpflichtet war, da er erklärte, es sei unter seiner Würde, einem Menschen wie Baumann gleichgestellt zu sein. Die Gemeinde, die ihrer Anerkennung für sein kurzes, aber vielversprechendes Wirken durch ein reiches Ehrengeschenk Ausdruck gab, ließ Kuntz ziehen und behielt Baumann. Dessen Predigten aber allsonntäglich anhören zu müssen, glaubte der Vorstand der Gemeinde nicht zumuten zu dürfen, und es wurde daher mit dem in Bukarest als Hauslehrer lebenden Kandidaten Rudolf Neumeister das Abkommen getroffen, daß er jeden Monat einmal und außerdem an den Feiertagen predige. Das gab von selbst den Wunsch ein, diesen jungen Theologen dauernd an die Gemeinde zu fesseln, und so wurde er im November 1845 zur Übernahme der Pfarrstelle aufgefordert. Sie sofort anzutreten, verhinderte die Notwendigkeit, zunächst die zweite Prüfung abzulegen und der Wunsch, durch Ordination in seiner Heimat sich das Recht zu einer späteren Anstellung dort zu sichern. Zu der dadurch notwendigen Reise nach Deutschland bestritt der Vorstand die Unkosten, und nachdem beide Angelegenheiten zur Zufriedenheit erledigt waren, trat Rudolf Neumeister am 10. Oktober 1846 sein Amt an.

Pfarrer Rudolf Neumeister.² 1846—1867.

Rudolf Neumeister, von beider Eltern Seite aus altem Pfarrergeschlecht stammend, wurde am 10. Mai 1822 zu Sonnefeld in Thüringen geboren. Er besuchte die Dorfschule zu Otlingshausen wohin

¹ Am ersten Ostertag 1843, vormittags 10 Uhr, sollte bestimmungsgemäß Kuntz predigen. Baumann ließ den Gottesdienst schon um 3/4 10 Uhr beginnen und hielt selbst die Predigt.

² Rudolf Neumeister

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

fein Vater 1829 berufen war, von 1833 an die Bürgerschule und sodann das Gymnasium zu Koburg, zuerst bei seiner Großmutter mütterlicherseits untergebracht und nach deren bald erfolgtem Tode wegen der Knappheit der elterlichen Geldmittel bei einem Schuhmacher wohnend, in dessen Werkstatt er seine Schulaufgaben anfertigen mußte, während sein Schlafgemach unter dem Dach lag; „im Winter stäubte mitunter der Schnee auf mein Bett“¹. Gegen Ende seiner in Jena verlebten Studienzeit wurde ihm das Angebot gemacht, als Erzieher in das Haus des aus Weimar stammenden, in Bukarest lebenden Hofbuchhändlers Walbaum zu gehen; zwar wußte er von dieser Stadt nicht viel mehr, als daß sie „weit hinterwärts von Temesvar“ lag. Nach abgelegter erster theologischer Prüfung trat er im Frühjahr 1844 die Reise in die unbekannte Ferne an. Seine Mutter sollte er nicht wiedersehen; sie starb im darauffolgenden Jahre. Die Reise ging über Dresden und Prag nach Wien; von hier führte ihn das Dampfschiff bis nach Giurgiu, der Bukarest am nächsten gelegenen Hafenstadt. Seine Verpflichtung als Hauslehrer galt für zwei Jahre. Neumeister fand sehr angenehme Verhältnisse vor, und der Unterricht seines neunjährigen Zöglings nahm ihn nicht allzusehr in Anspruch, so daß er sich den Reizen des neuen Lebens voll hingeben konnte. Die erste Ferienreise führte ihn 1845 mit seinem Zögling nach Kronstadt, der Heimat der Frau Walbaum. Mit großer Freude erzählt Neumeister noch im Alter von der im Wagen zurückgelegten Reise über die Karpathen, und einen tiefen, niemals verblaßten Eindruck empfing er von der Persönlichkeit des siebenbürgischen Bischofs Paul Binder, dessen Wahl „die Kirche- als von Gott gefügt angesehen hat“². Auf der Rückreise entstand bei einer abendlichen Rast angesichts des Hochgebirges das zu einem Volkslied der Siebenbürger Sachsen gewordene und vielgesungene Gedicht: „Die Gipfel der Karpathen“³. Durch das im Hause Walbaum gepflegte gesellige

¹ Neumeister, »Erinnerungen«, S. 15.

² Deutsch, „Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbürgen“, Hermannstadt 1922, Band 2, S. 3215. Binder war 1843 zum Bischof erwählt. „Voll Milde, ein Apostel des Friedens in sturmbelegter Zeit, ein Hohepriester der Berufstreue, des Lichtes und der Liebe, so ist sein Bild in den Seelen der Zeitgenossen haften geblieben, das Humanität und Christentum vollendet verkörperte.“ Neumeister, »Erinnerungen«, S. 91. „Wenn ich mir heute nach 55 Jahren die Gestalt des Bischofs Binder auf der Kanzel in der Kronstädter Stadtkirche vergegenwärtige, webt sich in meiner Vorstellung um das Haupt desselben unwillkürlich der Glorionschein eines Propheten für sein Volk der Siebenbürger Sachsen.“

³ Esaki, „Jenseits der Wälder“, eine Sammlung aus acht Jahrhunderten deut-

Leben kam er mit den führenden Persönlichkeiten der Gemeinde zusammen und freundschaftliche Beziehungen ergaben sich zu Pfarrer Kuntz. So kam es, daß Neumeister ganz von selbst in dessen Stellung einrückte.

Wieder beging der Vorstand die Unklugheit, beide Pfarrer vollkommen gleichzustellen; nur daß Neumeister Direktor der Schule wurde. Schon nach einem Jahr zeigte sich die Unhaltbarkeit dieses Zustandes; Neumeister sah sich genötigt, dem Vorstand ein Ultimatum zu stellen, entweder ihn oder Baumann zu entlassen.

Baumann fand unter seinen Landsleuten einige, die trotz aller mit diesem gemachten Erfahrungen für ihn durchs Feuer gingen. „Wehmut und Schmerz erregend“, sei an sie „die erschreckende Kunde ergangen, unsern geachteten, verdienstvollen und geliebten Herrn Pastor Baumann seines Amtes zu entheben. Unheil, Schande und Spott müßte uns treffen, wenn von unserer Seite als der Stimme der Mehrzahl unserer Gemeinde dies könnte gebilligt werden. Wir sind fest entschlossen, ihn nicht von uns zu lassen. Wir lieben ihn, schätzen ihn und schenken ihm das volle Vertrauen“. Lieber solle man Neumeisters Abschiedsgesuch genehmigen¹.

Der Vorstand war sogar geneigt, Baumann im Falle seines freiwilligen Ausscheidens noch ein volles Jahresgehalt zu gewähren. Allein er setzte sein weiteres Verbleiben durch; nur daß jetzt mit ihm ein auf drei Jahre lautender Kontrakt abgeschlossen wurde. Wieder war es die Rücksicht auf Baumanns zahlreiche Familie, die den Ausschlag gab. Daß Neumeister zum Bleiben und damit zur weiteren Zusammenarbeit mit seinem merkwürdigen Amtsgenossen bereit war, hatte nicht zuletzt seinen Grund in den freundlichen Umständen, die seiner Tätigkeit und seinem Leben einen schönen und reichen Inhalt gaben. Er unterrichtete die Kinder des russischen Generalkonsuls von Kotzebue und trat dadurch zu dessen Familie in freundschaftliche Beziehungen. Er wurde Mitglied eines internationalen Hilfskomitees, das an die durch einen im Sommer 1847 erfolgten Stadtbrand Geschädigten Lebensmittel und Geldunterstützung zu verteilen hatte. Und schließlich verlobte er sich in den Tagen seines

scher Dichtung in Siebenbürgen, Hermannstadt 1916, S. 102.

¹ Akten der Evangelischen Gemeinde Bukarest.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Ultimatums mit einer Tochter des aus Göttingen stammenden, in Bukarest als Chefarzt eines Krankenhauses tätigen Dr. Grunau. Am 10. Mai 1848, seinem 26. Geburtstag, fand die Hochzeit statt.

Über den ersten Wochen und Monaten des Ehestandes lagen schwere Schatten. Die Revolution brach aus und die Cholera wütete in Bukarest. Die Zahl der Todesfälle stieg von 41 im Jahre 1847 auf 117. An 63 Sterbebetten hat Neumeister das Abendmahl ausgeteilt. An manchen Tagen fanden drei und vier Beerdigungen statt, zumeist von Neumeister abgehalten¹. Bei dieser Gelegenheit sah er in tiefe Not hinein – mehrmals ist in diesem Schreckensjahre als Todesursache „am Elend“ in die Kirchenbücher eingetragen; so rief er einen Sterbekassenverein ins Leben, der noch heute besteht.

Infolge der politischen Unruhen rückten sowohl die Russen wie die Türken in die Donaufürstentümer ein, und die beiden Erbfeinde vertragen sich in Bukarest ganz gut. Bei allem Elend, das in der Stadt herrschte, wurden rauschende Festlichkeiten abgehalten und Neumeister selbst machte eine interessante Bekanntschaft. Eines Tages besuchte ihn der türkische Oberbefehlshaber, Omer Pascha, und ersuchte ihn, seine Trauung mit einem evangelischen, aus Siebenbürgen stammenden und durch seltene Schönheit ausgezeichneten Mädchen vorzunehmen, die er bei einer Gesellschaft als Klaviervirtuosin kennengelernt hatte. Dieser Wunsch konnte freilich nicht erfüllt werden, da der Pascha Mohammedaner war. Zudem war das Mädchen noch nicht konfirmiert. Nach der Einsegnung, der Omer Pascha beiwohnte, wurde Hochzeit gehalten; die Trauung vollzog ein mohammedanischer Priester, obwohl die junge Frau Christin blieb².

Unter den russischen Soldaten waren gegen 500 evangelische Balten; das Gotteshaus erwies sich jeden Sonntag als viel zu klein, und als 1849 durch die ungarische Revolution viele Siebenbürger nach Bukarest kamen, von denen die meisten dauernd dort blieben, wurde der Wunsch nach einer neuen und größeren Kirche immer lauter. Mit seinem ganzen Eifer trat Neumeister für einen Neubau ein. Er knüpfte Verbindungen mit dem Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins und dessen zahlreichen Hauptvereinen an und zur Förderung des

¹ Vgl. dazu meinen Aufsatz: „Was vergilbte Blätter erzählen“, »Bukarester Gemeindeblatt« 1928, Nr. 48.

² Die Entwicklung dieser romantischen Ehe ist geschildert in Wittstock, „Im Kampf um Brot und Geist“, Hermannstadt.

Kirchbaues stellte er unter dem Titel „Evangelische Glockenklänge aus der Wallachey“ als „eine Gabe des Gemeinsinns allen Freunden, Gliedern und Förderern der Gustav Adolf-Stiftung gewidmet“, einen Band von Predigten und Ansprachen zusammen, der 1851 in Leipzig erschien.

Es war ein durchaus glücklicher Gedanke, den Neumeister hiermit zur Tat werden ließ. Denn wer für einen Kirchbau werben will, muß über den kirchlich-religiösen Geist, der in der eines Gotteshauses bedürftigen Gemeinde waltet, Rechenschaft ablegen. Die Sammlung beginnt mit zwei Kirchweihfestpredigten, von denen die zweite einen kurzen Abriß der Gemeindeggeschichte enthält; zwei an Geburtstagen des Königs Friedrich Wilhelms IV. gehaltene Predigten schließen sich an, während den Hauptteil Sonn- und Festtagspredigten bilden, von denen die am Reformationsfest gehaltene „die evangelische Kirche in ihrem Verhältnis zu den beiden katholischen Glaubenskirchen“ behandelt. Eingestreut sind zwei am Grabe verdienter Gemeindevorsteher gehaltene Ansprachen.

Daß es ein gewagtes Unternehmen war, im Alter von nicht 30 Jahren und nach erst vierjähriger pfarramtlicher Tätigkeit schon mit einem Band eigener Predigten an die Öffentlichkeit zu treten, hat Neumeister selbst empfunden und dem im Vorwort offen Ausdruck gegeben. Aber es ist nun nicht so, daß um der guten Absicht willen das Urteil milder ausfallen müßte. Alle Predigten sind durchaus tüchtige Leistungen, hinter denen fleißige Arbeit steht, wenn auch der theologische Standpunkt, den sie vertreten, der Nationalismus der Jenaer Schule ist. Die mitgeteilte Charfreitagspredigt¹ über Psalm 34, 20 gibt Veranlassung, „das Bild des Erlösers am Kreuze als Sinnbild eigner, oft tief empfundener Leidenserfahrungen“ zu betrachten. Mit dem Heiland müssen wir „die Erfahrung im Leben machen, daß wir bei den edelsten Zwecken, die wir im Auge haben, dennoch oft auf die mächtigsten Hindernisse stoßen und daher mit den größten Schwierigkeiten kämpfen müssen, daß die theuersten Güter und Wohlthaten oft auch die theuersten Opfer kosten; wie groß ist oft die Verkennung, welche dem wahren Verdienste im Leben zu Theil wird, wie groß oft die Gleichgültigkeit und der Undank, mit welchem die größten Wohlthaten und Segnungen empfangen werden

¹ „Evangelische Glockenklänge“, S. 258ff.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

und wie kränkend der schlechte Gebrauch, den man von ihnen macht.“

Die schwungvolle und doch edle Sprache der in diesem Buche vereinigten Reden deutet auf die dichterische Begabung und Neigung hin, die zu pflegen und auszubilden die stille Freude seines Lebens war. Hatte er schon als Student eine in der Jenaer Zeitung abgedruckte Trauerrede auf den Tod des Professors Baumgarten-Crusius verfaßt¹, Eindrücke von seiner großen Reise in die Walachei dichterisch gestaltet, in seiner Hauslehrerzeit die Geselligkeit durch Erzeugnisse seiner Muse belebt², so setzte er auch seinem Predigtbande eine poetische Bitte um Beiträge zum Kirchbau voran.

Reichlich und schnell kamen Spenden für den erbetenen Zweck; der Gustav Adolf-Verein erwies sich als ein treuer und tatkräftiger Helfer. Bei Gelegenheit seines Urlaubes, der ihn 1850 nach Deutschland führte, um seine junge Gattin seinen Angehörigen vorzustellen – das ein Jahr zuvor geborene Kind verblieb in der Obhut der Großeltern –, knüpfte Neumeister in Leipzig auch persönliche Beziehungen an, die zu dauernder Freundschaft mit dem Schriftführer des Gustav Adolf-Vereins Dr. Stephani, dem späteren Oberbürgermeister von Leipzig, führten.

Leider rief das Betragen Baumanns immer wieder neue Hemmungen in der Arbeit hervor. Er hatte seine Art in nichts geändert. Als im Herbst 1850 sein Kontrakt abgelaufen war, schwieg er sich völlig aus. Auf endliches Drängen des Vorstandes, sein merkwürdiges Verhalten zu rechtfertigen, erklärte er, den Kontrakt verlegt und so den Tag seines Ablaufes vergessen zu haben. So zog er monatelang die ganze Gemeinde an der Nase herum und glaubte mit dem Vorschlag Eindruck zu machen, auch seinerseits eine Sammlung von Predigten und Kasualreden aus seiner „bereits zehnjährigen Pfarramtsverwaltung (nicht ohne Prüfung und Läuterung für mich verflossen)“ zum Besten des Kirchbaues herausgeben und eine Kollektenreise in Siebenbürgen und Österreich unternehmen zu wollen, Anerbieten, die der Vorstand allerdings dankend ablehnte.

¹ „Erinnerungen“, S. 37.

² Ebenda S. 79 und 106f.

Einige Monate später sah dieser sich genötigt, ihm den unmoralischen Lebenswandel seiner erwachsenen Tochter ernstlich vorzuhalten, und endlich wurde im Einverständnis mit den Schutzkonsulaten seine Entlassung beschlossen. Es wurde ihm eine kurz bemessene Frist zur Erstattung der aus der Kirchbaukasse entliehenen 50 Dukaten und zur Räumung der Pfarrwohnung gesetzt. Die große Mehrzahl der zur Genehmigung dieser Beschlüsse einberufenen Gemeindeversammlung stimmte zu, Baumann aber glaubte, mit Hilfe seiner noch immer zu ihm haltenden Freunde eine gegenteilige Entscheidung erzwingen zu können. Er stellte den Antrag, ihn vorläufig noch für ein Jahr zu behalten und erreichte es, daß abermals eine Gemeindeversammlung einberufen wurde, in der aber unter der Wucht der gegen ihn erhobenen Anklagen, zu denen sich inzwischen noch eine Testamentsfälschung gesellt hatte, nur ein einziger öffentlich für ihn einzutreten wagte. So mußte er denn das Feld räumen und verlegte den Schauplatz seiner Wirksamkeit nach Crajowa, mit einer Empfehlung des österreichischen Generalkonsulates in Bukarest versehen¹! Nach einigen Jahren brachte er sich noch einmal in Erinnerung, als aus Fogarasch die Anfrage einlief, ob ein von Baumann seiner Bewerbung um die dortige Pfarrstelle beigelegtes, zwar mit dem Kirchensiegel der Gemeinde Bukarest versehenes, aber nur von einem Mitgliede des Kirchenvorstandes unterschriebenes Dienstzeugnis echt sei. Die Fälschung konnte leicht nachgewiesen werden, und es kam dabei an den Tag, daß er ein Dienstsiegel widerrechtlich an sich genommen hatte. Die wieder einige Jahre später unter Drohungen verlangte Ausstellung eines Dienstzeugnisses blieb unbeantwortet.

Neumeister hat unter dem unwürdigen Spiel, das sein Amtsgenosse trieb, schwer gelitten, um so mehr als es nicht an heimlichen Verdächtigungen fehlte, seine Eifersucht sei die eigentliche Triebfeder zu dem Vorgehen gegen Baumann. An dessen Stelle trat ein Prediger-Lehrer², Martin Brusz, der der einzige Bewerber gewesen war.

¹ Bericht des preußischen Generalkonsuls vom 10. März 1853 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, XI. 43).

² In Siebenbürgen werden die Volksschullehrer theologisch so weit vorgebildet, daß sie in kleinen Gemeinden die Stelle eines Lehrers und Pfarrers zugleich bekleiden können.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Während der Kirchbau sich seinem Ende näherte, starb im Januar 1853 das älteste Kind im Alter von 3½ Jahren. Am Palmsonntag darauf fand die Kirchweihe statt. Neumeister erhielt den Adler der Ritter des Hausordens von Hohenzollern und der Vorstand bekundete seine Dankbarkeit, indem er das Gehalt auf das Doppelte erhöhte. Zum bleibenden Andenken an die erfahrene glaubensbrüderliche Hilfe gründete er in Bukarest einen Zweigverein der Gustav Adolf-Stiftung, und einem im Dezember des gleichen Jahres geborenen Sohn gab er den Namen des berühmten Schwedenkönigs.

Bald wuchs Neumeisters Arbeit über die Grenzen der Gemeinde Bukareft hinaus ins Große und Weite. Wie diese im Laufe der letzten Jahre auf rund 3000 Seelen angewachsen war, so hatten sich in fast allen Städten des Landes größere oder kleinere Scharen von Evangelischen angesiedelt, deren geistliche Betreuung allmählich zu einer dringenden Notwendigkeit wurde. Schon 1850 schrieb er: „Ich schlage vor und gebe als Gegenstand der öffentlichen Berathung und Besprechung, ob es nicht gut wäre, einen Missionsprediger für die beiden Donaufürstentümer von Seiten des Gustav Adolf-Vereins anzustellen¹.“ Allein um sammelnd und organisierend wirken zu können und die dazu nötige Bewegungsfreiheit von seiten der Gemeinde zu erhalten, fehlte es ihm an der amtlichen Autorität. So war es denn für ihn eine äußerst glückliche Fügung, daß der 1850 nach Bukarest versetzte preußische Generalkonsul Freiherr von Meusebach ein lebendiges Interesse für alle evangelisch-kirchlichen Angelegenheiten besaß. Mit diesem zusammen unternahm er in den Jahren 1852 und 1853 Reisen nach Jassy, wo die Gemeinde mit ihrem Pfarrer vollständig zerfallen war, und nach Crajowa, wo es galt, der Tätigkeit Baumanns einen Riegel vorzuschieben². Mehrere Monate hindurch verwaltete er die vakante Pfarrstelle zu Jassy; nach Galatz, Braila, Pitesti, das er sein „Philippi“ nannte, und Crajowa reiste er mehrfach zur Abhaltung von Gottesdiensten. Abgesehen von dem Zeitaufwand, den jede dieser Reisen erforderte, bedeuteten sie gewaltige körperliche Anstrengungen. „Ein kaum ein Meter hoher-, und höchstens ein und ein halbes Meter langer, ohne Nagel, nur aus Holz zusammengefügter Leiterwagen auf mitunter recht eckigen Rädern, weil sie nur sehr selten eiserne Reifen hatten, ein Bündel Heu zum

¹ „Bote des Gustav Adolfvereins“ 1850, Ar. 2, S. 59.

² Siehe Kapitel 2.

Sitzen, – das war alles, was zu seiner Bequemlichkeit der Reisende, wenn er nicht mit eigenem Wagen fuhr, wozu er auch mehr Pferde erhielt, – damals von der Postverwaltung in den Donaufürstentümern zu fordern das Recht hatte. Die Stränge, mit denen die Pferde angekoppelt waren, rissen sicherlich einmal in Zwischenräumen von durchschnittlich zwanzig Minuten und mit dem Binden und Knotenschlingen verging allerdings Zeit, aber der Postillon wußte sie einzubringen. Wenn er fuhr, trieb er, fort und fort mit der Peitsche knalend und manchmal einen langgezogenen Schrei ausstoßend, die Pferde fast ununterbrochen zum Galopp an. Berge und Thaler, Gruben und Abhänge, – danach fragte er nicht. Die Bauern aber, die ihm mit ihrem Fuhrwerk entgegen kamen, wichen gesetzmäßig von weitem schon vor der Post aus¹.“

Doch die Hoffnung, in den verschiedenen Städten eigene Pfarrstellen gründen oder mehrere Gemeinden zu einem Reisepredigerbezirk zusammenschließen zu können, ließ der Krimkrieg zunächst nicht zur Tat werden. Der brachte wie einst in Klockners Zeiten Seelsorge an den evangelischen Soldaten sowohl im russischen wie im österreichischen Heere, die beide die Donaufürstentümer besetzt hielten, wobei eine ganze Reihe von Reisen in die oft weit von Bukarest entfernt liegenden Standorte der Truppen gemacht werden mußten. So konnte Neumeister nichts anderes tun, als durch seine zahlreichen und ausführlichen Berichte an den Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins, zu denen im Jahr 1855 ein Vortrag auf der Hauptversammlung in Heidelberg kam, das Interesse für die Evangelischen an der unteren Donau wachzuhalten, bis er im Herbst 1856 seinen Bruder Eduard als Pfarrer in Galatz einführen konnte².

Aber die wertvollste Förderung, die er in diesen seinen Bestrebungen erhielt, war der Besuch des von einer Orientreise heimkehrenden Oberpredigers Hengstenberg aus Brandenburg an der Havel, der den Auftrag hatte, dem Oberkirchenrat über seine in den Donaufürstentümern gemachten Beobachtungen eingehend zu berichten. Im Mai 1857 traf er in Bukarest ein und Neumeister begleitete ihn über Crajowa bis an die westliche Landesgrenze. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten; bereits im Herbst des gleichen Jahres konnte ein

¹ Neumeister, „Erinnerungen“, S. 152f.

² Einige Jahre vorher war ein anderer Bruder als Kaufmann nach Bukarest übersiedelt.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Pfarrer in Crajowa angestellt werden¹, und im folgenden Frühjahr erhielten die evangelischen Gemeinden der Dobrudscha einen eigenen Seelsorger².

Sah Neumeister hier einen Erfolg seines jahrelangen Bemühens, so ging es auch in der Gemeinde vorwärts. Die Schule, die er nicht nur leitete, sondern an der er auch Unterricht erteilte, blühte auf und, es stellte sich die Notwendigkeit heraus, für die Mädchen eine besondere Anstalt zu errichten. Es schien zunächst, als solle dies für lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben; da griff der Generalkonsul ein, der mit der Gemeinde große Pläne hatte, mit deren Verwirklichung er zugleich dem deutschen Namen Geltung und Anerkennung verschaffen wollte. Da er dem durch die Bemühungen Friedrich Wilhelms IV. wieder aufgelebten Johanniterorden beigetreten war, gründete er mit einem von ihm selbst geschenkten Grundkapital von 200 Dukaten in Bukarest die „Stiftung des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem“, deren Zweck die Errichtung einer auch höhere Klassen umfassenden und mit einem Internat verbundenen Mädchenschule sowie die Gründung eines deutsch-evangelischen Krankenhauses sein sollte. Beide Anstalten sollten von Schwestern aus dem Diakonissenhaus zu Kaiserswerth geleitet werden, deren Arbeit im Orient bereits als segensreich anerkannt war.

Durch seine Beziehungen zum Hof und den rumänischen Adelskreisen gelang es dem Generalkonsul, rasch so bedeutende Summen zu erhalten, daß der Ankauf eines unweit der Kirche gelegenen ausgedehnten Grundstückes möglich wurde. Die darauf bereits stehenden Häuser konnten unschwer durch An- und Umbauten zu einem Schul- und Internatsgebäude umgestaltet werden. Da die Verhandlungen mit Kaiserswerth zunächst zu keinem greifbaren Erfolge führten, die Eröffnung der Mädchenschule der Gemeinde schon mehrfach als in naher Aussicht stehend angekündigt worden war, so wurden 1858 aus Deutschland zwei als christlich gesinnt empfohlene Lehrerinnen berufen, die eine Art Schwestertracht anlegen mußten, da man der Gemeinde ungerne eingestehen wollte, daß es bisher nicht gelungen sei, Schwestern als Lehrerinnen zu gewinnen. Die neue Anstalt blühte rasch auf und in aller Eile mußten neue Lehrkräfte

¹ Siehe Kapitel 3.

² Siehe Kapitel 4.

angestellt werden, die jedoch das Tragen einer Tracht als eine Art Mummenschanz ansahen, wodurch viel Ärger entstand. Nach Ablauf eines Jahres waren jedoch die Verhandlungen mit Kaiserswerth so weit gediehen, daß von dort die nötigen Schwestern eintrafen. Die bisherigen Lehrerinnen, deren reiche Arbeitserfolge die schönsten Zukunftshoffnungen erweckten, kehrten in ihre Heimat zurück¹.

Inzwischen hatten die weiteren Sammlungen den Ankauf eines zweiten, noch größeren Bauplatzes ermöglicht, und nach einer glanzvollen Feier, an der auch der Landesfürst teilnahm, war der Bau des Krankenhauses bis zum ersten Stockwerk gediehen. Da kam ein jähes Ende. Die Gelder, die zumeist aus rumänischen Kreisen eingeflossen waren, kamen nur noch sehr spärlich und hörten dann gänzlich auf. Die Gründe dafür sind nicht mehr recht durchsichtig. Meusebach soll mit einer rumänischen Bojarentochter verlobt gewesen sein; aber auf Drängen der Verwandten der Braut soll diese das Verlöbniß wieder gelöst haben. Jedenfalls betrieb der Generalkonsul mit Eifer seine Abberufung und wurde auch 1860 als Ministerpräsident nach Rio de Janeiro versetzt, von wo er nach Jahresfrist als schwerkranker Mann in die Heimat zurückkehrte und im Mai 1862 starb. Er war der letzte seines Geschlechtes².

Es zeigte sich bald, daß die ganze Stiftung nur auf Meusebachs Persönlichkeit und seinen Beziehungen sowohl zum Johanniterorden als auch zu den an Geld und Einfluß reichen rumänischen Kreisen geruht hatte. Der rasche Erfolg, der seinen Sammlungen beschieden war, hatte ihn verleitet, den Bau des Krankenhauses zu beginnen, ehe die Mittel dazu vollständig vorhanden waren, und Geld hierfür aufzunehmen. Nach seinem Weggang blieb das Gebäude halbvollendet stehen und die Gläubiger fingen an zu drängen.

Die Gemeinde war um so weniger in der Lage das begonnene Werk zu Ende zu führen, da sie selbst kaum die Mittel zu ihrer eigenen Erhaltung besaß und die Besitzerin des Grundstückes immer noch die schemenhaft gewordene Stiftung war. Der im Jahre 1861 drohende Konkurs und die damit der ganzen deutschen und evangelischen Sache drohende Schande konnten noch glücklich abgewendet

¹ Thekla Trinks, „Lebensführung einer deutschen Lehrerin“ 1897, S.108—140.

² Über Meusebach vgl. Fontane, „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ Bd. III Havelland 1899, S. 442f.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

werden. Der Johanniterorden verpflichtete sich, zu den bereits von ihm geleisteten Zuschüssen noch 10 000 Taler herzugeben, falls der rumänische Staat, dessen Bewohnern doch das Krankenhaus zugute kommen sollte, die aus dem Gebäude lastenden Schulden von 4 500 Dukaten übernehmen würde.

Trotz anfänglicher Aussichten auf eine glückliche Lösung der Schwierigkeiten scheiterte die Angelegenheit an dem Widerspruch des rumänischen Außenministers, der nicht ohne Grund fürchtete, daß die Bewilligung des Protektorates an den preußischen Johanniterorden Rußland veranlassen würde, ähnliche Begünstigungen für sich in Bezug auf die rumänischen Klöster zu fordern. Schließlich übernahm der Staat Grundstück, Gebäude und Schulden mit der Verpflichtung, das Krankenhaus fertigzustellen. Die Mädchenschule verblieb der Gemeinde.

Neumeister hat mit der ganzen Lebendigkeit seines Naturells an dem Aufblühen der Stiftung mitgearbeitet, um so mehr als er mit Meusebach befreundet war. Daher litt er schmerzlich unter deren ruhmlosem Ende. Er versuchte zu retten, solange noch Aussicht dazu bestand; er wollte eine Vortrags- und Kollektenreise durch ganz Deutschland unternehmen oder schriftstellerisch für die Sache wirken; er hat den Gustav Adolf-Verein dafür zu interessieren gesucht und nach privaten Geldgebern Ausschau gehalten; aber das Werk war nicht zu halten, da es ohne solide Grundlagen zu großartig angefangen war. Aber diese schwere Enttäuschung konnte nur der Gedanke trösten, daß die Gemeinde durch die nun von Kaiserswerther Schwestern geleitete Mädchenschule einen gar nicht hoch genug anzuschlagenden Gewinn erhalten hatte¹.

Bei den häufigen Mischehen kam es leicht zu Differenzen mit der römisch-katholischen Geistlichkeit. So hatte Neumeister in seinen ersten Amtsjahren eine Katholikin mit einem geschiedenen Evangelischen österreichischer Staatsangehörigkeit getraut, obwohl für diese das Gesetz bestand, wonach ein Katholik eine geschiedene katholische Person nicht heiraten dürfe. Durch das bischöfliche Ordinariat wurde diese Ehe für ungültig erklärt. Der österreichische Konsul verlangte in anmaßendem Tone von Neumeister die unbedingte

¹ Siehe meine Aufsätze über „Die Meusebachstiftung“ im „Bukarester Gemeindeblatt“, 1929, Nr. 4—8.

Einhaltung der österreichischen Gesetze, während dieser sich auf den Satz der Schmalkaldischen Artikel berief, wonach es eine ungerichte Überlieferung sei, die Ehe einer unschuldigen Person nach der Scheidung zu verbieten. Schließlich legte sich der preußische Generalkonsul ins Mittel, und es wurde vereinbart, daß österreichische Untertanen vor ihrer Verheiratung eine Ehelizenz ihres Konsulates beizubringen hätten.

Neumeister war eine außerordentlich stattliche und eindrucksvolle Erscheinung. Er besaß sehr gewandte Umgangsformen und war in den besten rumänischen Familien gern gesehen, die mit Vorliebe ihm den deutschen Unterricht ihrer Kinder übertrugen. Alle diese ehemaligen Schüler und Schülerinnen haben ihm zeitlebens eine dankbare Erinnerung bewahrt¹. Im Jahre 1857 wurde ihm die Professur für deutsche Sprache und Literatur an dem Nationalkollegium übertragen, die er bis zu seinem Weggang von Bukarest inne hatte, die ihm zwar vermehrte Arbeit verursachte, aber eine in Anbetracht des noch immer schmalen Pfarrgehaltes und den wachsenden Bedürfnissen der Familie nicht unwillkommene Nebeneinnahme brachte.

Diese Beziehungen, die sich zum rumänischen Volke ergaben, hatten ihre Rückwirkung auf Neumeisters dichterisches Schaffen. Er übertrug rumänische Dichtungen in das Deutsche². Nach einem rumänischen Sagenstoff verfaßte er ein Musikdrama: „Der Baumeister“, über das ihm noch nach Jahren sein ehemaliger Lehrer, Karl Hase in Jena, seine freundliche Anerkennung aussprach³.

Als Kanzelredner war Neumeister durchaus bedeutend. Am Reformationsfest 1857 hielt er, „obwohl kränklich, eine gewaltige Predigt über die Worte: 1. Petri 1,22—23. In der Einleitung, zu welcher er aus Vers 23 den Inhalt schöpfte, wies er besonders darauf hin, daß die Reformation nur die Wiedergeburt der alten apostolischen Kirche beabsichtigt habe und die evangelische Kirche also von ihren

¹ Meyer, „Diaspora“, S. 97. Unter Neumeisters Schülern befand sich auch Jan-cu Niculescu, der späterhin Lassalle im Duell erschöß. „Erinnerungen“, S. 132.

² Charjtas Bischof, „Amalie Dietrich, ein Lebensbild“, S. 121f. ist die Neumeistersche Übersetzung eines Tanzliedes abgedruckt. Eine Sammlung dieser Verdeutschungen in Neumeister, „Dichtungen“, 1897, S. 397—452.

³ „Erinnerungen“, S. 216f. Brief Hases an Neumeister vom 9. Juli 1880.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Gegnern mit Unrecht ein Werk von ‚gestern‘ geschmäht werde. Dann stellte er ‚die Herrlichkeit der ev. Kirche‘ als Thema auf; dieselbe bewähre sich 1. darin, daß durch die Reformation die Kirche zum Worte Gottes als der alleinigen Quelle des Glaubens zurückgekehrt sei; 2. daß sie den Inhalt des Glaubens von aller menschlichen Zuthat gereinigt habe und 3. die ev. Kirche unter den Völkern, die ihr zugehan seien, die edelsten Früchte hervorbringe. Bei 2. betonte er die christliche Grundwahrheit von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben an Jesum Christum mit dem höchsten Nachdrucke, während er bei 3. die großen Vorzüge der ev. Länder vor den katholischen in allen Beziehungen des praktischen Lebens in historisch-großartiger Auffassung hervorhob, ohne jedoch die Mängel auch nur zu berühren. Die Predigt enthielt zwar keine neuen Gedanken, machte aber auf die ziemlich zahlreich versammelte Gemeinde einen sichtlich erhebenden und also auch wohl erbaulichen Eindruck. Sein ruhiger, gemessener und doch lebendiger Vortrag, besonders aber seine ungezwungene Haltung und Geberde trugen etwas an sich, das ich vielleicht am anschaulichsten, wenn auch nicht mit dem passendsten Ausdruck als ‚noble‘, ja auch als ‚edel‘ bezeichnen möchte. Die natürliche Energie seines Charakters giebt sich zugleich auf der Kanzel deutlicher als irgend sonstwo zu erkennen¹.“ Aus der Inhaltsangabe dieser Predigt geht deutlich hervor, daß im Laufe der Jahre Neumeister eine bedeutende innere Wandlung durchgemacht hatte. Sie kam zunächst äußerlich dadurch zum Ausdruck, daß er 1856 die Ersetzung des einst von Klockner eingeführten, noch ganz im rationalistischen Geist gehaltenen Kronstädter Gesangbuches² durch das württembergische erwirkt hatte. Waren in den ersten Jahren die Gedanken durch den Kirchbau durchaus in Anspruch genommen, so mußte späterhin die Aufmerksamkeit je länger je mehr auf den inneren Ausbau gerichtet sein. Das führte von selbst zur Nachprüfung der von der Universität mitgebrachten theologischen Positionen, und zwar um so mehr, als Neumeister selbst erkannte, daß er eigentlich viel zu jung und ohne irgendwelche praktische Vorbereitung in das schwierige Diasporapfarramt gekommen sei. Schließlich

¹ Bericht des Pfarrers Besser-Crajova vom 16. November 1857.

² N. zitiert daraus in „Erinnerungen“, S. 191, folgenden Vers:

Religion und Tugend, sei meines Herzens Lust,
Verschönre meine Jugend, erwärme meine Brust.

konnten die Erfahrungen des häuslichen Lebens – von seinen sechs Kindern starben drei in zartem Alter – nicht ohne Rückwirkung bleiben. Dazu kamen die Beobachtungen in der Seelsorge und die Einblicke in die äußere und innere Verlassenheit der Diasporagemeinden. In die Zeit größter innerer Krise fiel der Besuch des Oberpredigers Eduard Hengstenberg, dessen biblisch-positive Anschauungswelt um so mehr tiefen Eindruck auf ihn machte, als sein in Galatz tätiger Bruder diese bereits besaß, und um die er ihn im stillen beneidete¹. Die von 1860 an fast regelmäßig alle Jahre stattfindenden Pastorkonferenzen² brachten ihn in ernsten Gedankenaustausch mit den Amtsbrüdern, und so tritt uns Neumeister in der 1861 veröffentlichten Sammlung von vier Predigten, „Das königliche Gesetz“, als ein ganz anderer entgegen. In seiner Abschiedspredigt³ hat er diese Wandlung freimütig zum Ausdruck gebracht: „Als ich zu Euch kam, da war das Evangelium, das ich predigte, noch verdeckt und durch meine Antrittspredigt sowie durch meine Glockenklänge weht noch der stürmische Geist jener Prediger, die da meinen, mit ihrer Vernunftwissenschaft Gottes Wort auslegen, ja sogar anderen als Weg zur Seligkeit zeigen zu können. Auch klingt daraus noch zuviel Weltrede, wie sie, um davor zu warnen, einmal von dieser heiligen Stätte treffend bezeichnet worden ist mit den die Weltsitte und Weltart genau charakterisierenden Worten: Scheine, schmeichle, schweige! Doch Gott sei Dank, des Geistes Kraft hat mir geholfen zu der Erkenntnis der Wahrheit.“

Diese innere Wandlung fand durchaus nicht bei der ganzen Gemeinde Beifall. Man nannte ihn einen Pietisten und sah in der größten Entschiedenheit seiner theologischen und religiösen Anschauungen den Einfluß des durch den Oberkirchenrat vermittelten preußischen Geistes, der als gleichbedeutend mit Muckertum angesehen wurde. Da in diesem Zusammenhang der Warnungsruf ergangen war: Hütet Euch vor dem Berliner Blau⁴ so galt Neumeister als ein „Echtfarbiger“. Daß er sich diesem hochmütigen Geist, der alles unter seine Herrschaft zwingen wolle, gänzlich verschrieben habe, glaubte man an der Energie zu verspüren, mit der er einige über die

¹ Reisebericht Hengstenbergs

² 1860 in Galatz, 1861 in Jassy, 1863 in Bukarest, 1865 in Belgrad.

³ Abgedruckt im „Bukarester Gemeindeblatt“, 1908, S. 122ff.

⁴ „Erinnerungen“, S. 191.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Karpathen gekommene geistliche Abenteurer von der Art Baumanns um der Gemeinden willen, denen sie sich als Pfarrer und Lehrer angeboten hatten, zu beseitigen sich bemühte, wobei er sich schließlich zu einer Eingabe an das Kultusministerium in Wien genötigt sah. Vielleicht hat in den Jahren 1863—1867, in denen diese Dinge sich abspielten, der politische Gegensatz zwischen Preußen und Österreich innerhalb der Gemeinde, die ja aus Untertanen beider Staaten sich zusammensetzte, insoweit sich ausgewirkt, daß man allem, was aus Preußen kam oder damit in irgendeiner Verbindung stand, mit besonderer Abneigung gegenüberstand. Die verschiedenen kleinen Gemeinden in der Moldau und Walachei, deren geistliche Versorgung noch nicht möglich geworden war, nahmen diese Abenteurer kritiklos auf, um den Kindern Unterricht erteilen lassen zu können und um nicht ohne jede Berührung mit dem Gotteswort zu bleiben. Über einen dieser Männer lautet das Urteil, daß „wohl nur die äußerste Not seine Berufung rechtfertigen könne“, und der von einem anderen, der eine neue Stelle suchte, da bisher sein „Eifer leider nicht die gebührende Anerkennung gefunden habe“, aufgestellte Lehrplan macht einen durchaus wunderlichen Eindruck¹. Ein dritter, der mit gefälschtem Ordinationszeugnis kam, mußte schließlich verhaftet und nach Kronstadt ins Gefängnis eingeliefert werden².

Aber übelwollende legten diese Reinigungsarbeit als Ausfluß preußischer Herrschsucht aus, wie man denn auch munkelte, Neumeister wolle die Gemeinde Bukarest dem Oberkirchenrat unterstellt wissen³, um selbst Superintendent werden zu können. Als nun noch seinem siebenbürgischen Amtsgenossen vom Vorstande der Dienst aufgesagt werden mußte, weil er den Anforderungen, die man an ihn als Lehrer und Pfarrer zu stellen billig befugt war, nicht genüge, ging der Feldzug los. „Es ist mir in einem anonymen Briefe, dessen Quelle ich wohl vermuten, aber nicht sicher beweisen kann, in der

¹ Akten der Evangel. Gemeinde Turnu Severin

² Klein, „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in der Moldau“, Bd. 2. „Urkunden zur Geschichte evangelisch-deutscher Diasporagemeinden im 19. Jahrhundert“, Hermannstadt 1927, S. 84-86, 89-91. Menzel, „Einige Daten aus der Geschichte der evangelischen Gemeinde R. Vâlcea“, „Bukarester Gemeindeblatt“, 1910, Nr. 7.

³ Bei der Wahl von Neumeisters Nachfolger, die auf einen bisher in der Diaspora Rumäniens tätig gewesenenen und daher dem Oberkirchenrat unterstellten Pfarrer fiel, ist allen Ernstes beantragt worden, der neue Pfarrer solle nach seiner Anstellung die Beziehung zum Oberkirchenrat lösen.

rohesten und gemeinsten Weise gedroht worden, mich in öffentlichen Zeitschriften zu Schanden zu machen und bereits wirklich ein anonymer Brief an die Kronstädter Zeitung, die ihn aber nicht aufnahm, sondern in meine Hände zurückspielte, eingesandt worden, worin ich der Welt als geisteskrank vorgeführt werde. Sie sehen, hochwürdige Herren, in welcher hämischen Weise gegen mich vorgegangen wird und kennen meine Gesinnung, daß ich mit Freuden jeden theologisch gebildeten und fleckenlos dastehenden Siebenbürger an mein Bruderherz drücken würde; aber leider bleiben die tüchtigen Siebenbürger lieber in ihrer eigenen Heimat, so nahe ihnen unsere Diaspora liegt¹.“

Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, daß Neumeister, da seine Gesundheit unter solchen Intrigen litt und außerdem seine Kinder so weit herangewachsen waren, daß der Besuch höherer Schulen für sie eine Notwendigkeit wurde, den bereits früher gelegentlich gehegten Wunsch, nach Deutschland zurückzukehren, zur Tat werden lassen wollte. Fast 20 Jahre hindurch hatte die pfarramtliche Arbeit im wesentlichen auf seinen Schultern gelastet; er fühlte, daß dies nicht spurlos an ihm vorübergegangen sei. Einer im August 1865 tagenden allgemeinen Gemeindeversammlung ließ er „zu nicht geringem Erstaunen aller Anwesenden“² die Mitteilung zugehen, daß er nach Jahresfrist aus dem Amt zu scheiden gedenke. „Die Überraschung war so groß, daß von keiner Seite eine Erwähnung hierauf erfolgte“³.“ Doch ersuchte ihn der Vorstand unter Anerkennung der

¹ Brief Neumeisters an den Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins vom 7. Juni 1865. Vgl. hierzu das Protokoll der Kirchenvorstandssitzung vom 19. Mai 1865. „Herr Pfarrer liest zwei ihm zugekommene Briefe vor, deren einer anonym, voll der niedrigsten und gemeinsten Schmähungen und Drohungen, ihm am Ostermorgen durch die Stadtpost zugestellt wurde; der zweite, ihm von Kronstadt zugesandte an die Redaktion der Kronstädter Zeitung gerichtete, nicht minder anonym enthält eine Verunglimpfung der allergemeinsten Art. H. Pfarrer Neumeister verlangt vom Kirchenvorstande Schutz in diesen Fällen dadurch, daß ihm vom Kirchenvorstand ein Zeugnis, von den Kirchenvorstehern namentlich unterschrieben, ausgestellt werde“. Das Zeugnis lautet: „Mit tiefem Bedauern hat der unterzeichnete Vorstand Einsicht in anonyme Schriftstücke nehmen müssen, aus welchen constatiert ist, dazs gemeine und heimische Feinde unserm Herrn Pfarrer Neumeister an seiner Ehre schaden wollen. Indem wir erklären, daß der Herr Pfarrer Neumeister sich um die kirchliche Entwicklung unserer Gemeinde seit 19 Jahren hohe Verdienste erworben hat und in seinem Lebenswandel fleckenlos dasteht, weshalb auch seine Feinde, die er dadurch hat, nicht öffentlich gegen ihn auftreten können, warnen wir die löblichen Redaktionen deutscher Zeitungen vor Aufnahme seine Persönlichkeit schmähernder Artikel.“ Siehe auch „Erinnerungen“, S. 191.

² Bemerkung im Sitzungsprotokoll.

³ Ebenda.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

„wesentlichen treuen und ersprißlichen Verdienste, welche Sie sich um die hiesige evangelische Gemeinde und Kirche im Verlaufe von beinahe 20 Jahren erworben haben, im Namen der Mehrzahl der Gemeindeglieder“, das Abschiedsgesuch zurückzuziehen.

Sein weiteres, wenn auch nur vorläufiges Verbleiben war um so nötiger als unmöglich gleichzeitig zwei mit den Verhältnissen ganz Unbekannte Pfarrer angestellt werden konnten. Die Wahl des Nachfolgers für den seines Amtes enthobenen Bruß brachte neue Aufregungen. Die Meinungen waren geteilt; es wurde die Ansicht vertreten, daß „unsere hiesigen Verhältnisse und Landessprache die Besetzung einer Geistlichen-Stelle durch einen Siebenbürger bedingen“, wobei der Wunsch unausgesprochen blieb, dadurch einen Theologen der liberalen Richtung zu gewinnen; dagegen wurde geltend gemacht, daß „sich mehrere Siebenbürger nicht des besten Rufes erfreut haben¹“. Man einigte sich nach langen Auseinandersetzungen schließlich dahin, aus Deutschland zwei und aus Siebenbürgen einen Kandidaten sich vorschlagen zu lassen. Die Mehrzahl des Vorstandes war für einen der beiden deutschen Bewerber; die zur Pfarrerwahl einberufene Gemeindeversammlung, deren außerordentlich zahlreicher Besuch die Aufregung widerspiegelt, die sich der Gemüter bemächtigt hatte, entschied sich jedoch mit überwiegender Majorität für den siebenbürgischen Anwärter.

Die Pfarrerwahl hatte die weitere Verfolgung des von Neumeister eingereichten Abschiedsgesuches verzögert; eine große Anzahl von Gemeindegliedern verlangte, es als nicht geschehen zu betrachten. So zog er denn seine Kündigung zurück.

Zu Weihnachten 1865 trat Neumeisters neugewählter Amtsgenosse, Willibald Teutschländer, sein Amt an; ein Mann von reichen Gaben und starkem Willen, dessen 26 jährige Wirksamkeit in Bukarest für die Gemeinde von derselben Bedeutung geworden ist wie zuvor die Neumeisters. Wenn sich auch kein engeres persönliches Verhältnis zwischen den beiden Pfarrern ergab, so standen sie doch trotz der Verschiedenheit des dogmatischen Standpunktes mit Achtung einander gegenüber. Ihr gegenseitiges dienstliches Verhältnis war unklar geblieben; niemand wußte, ob eine Rangordnung in der Weise bestand, daß Neumeister als der an Jahren und Amtserfahrung

¹ Ebenda

bedeutend ältere der erste Pfarrer war oder ob der alte Zustand der Gleichberechtigung in Kraft stand.

Allein nach einem Jahr der Zusammenarbeit reichte Neumeister wiederum ein Abschiedsgesuch ein, und am Palmsonntag 1867 hielt er seine letzte Predigt. Da er der Gemeinde über die zwei Jahrzehnte seiner Tätigkeit, ihre äußeren Erfolge und inneren Kämpfe Rechenschaft ablegen wollte und mußte, so ist sie von außerordentlicher Länge. „Dennoch blieben die Hörer derselben nach dem Amen noch ruhig auf ihren Plätzen und Minuten vergingen, ehe sie sich regten. Denn vielen waren die Augen übergegangen, die sie erst trockneten. Mir aber blieb an diesem Tage der Quell der Tränen versiegt; ich hatte sie zu reichlich bei der Ausarbeitung der Predigt im Stillen vergossen¹.“

„Den ganzen Tag war das Pfarrhaus von Abschiednehmenden förmlich belagert. Der Kirchenvorstand erschien *in corpore* und überreichte ein Paar prachtvolle große silberne Armleuchter und einen silbernen Tafelaufsatz zum Andenken, und auch von zahlreichen Gemeindemitgliedern erhielt Neumeister eine Menge ehrender Erinnerungszeichen. Am folgenden Tage kamen die Diakonissen mit ihren Zöglingen, jede Lehrerin mit ihrer Klasse, und sangen schöne Abschiedslieder.

Am 23. April 10 Uhr vormittags verließ Pfarrer Neumeister mit seiner Familie, eine elternlose an Kindesstatt aufgenommene Waise, ferner ein Fräulein aus Hermannstadt, das sich der Malkunst widmen will, mit sich nehmend, das Pfarrhaus und erreichte mit 12 Wagen, die meist von Verwandten und den intimsten Freunden besetzt waren, begleitet, Filaret². Dort aber standen hunderte von Wagen, und viele hundert Menschen waren zu Fuß hinausgekommen. Der Leibarzt des Fürsten, von diesem geschickt, Bojaren, das preußische und österreichische Konsulat, die katholische und reformierte Geistlichkeit, so ziemlich die ganze evangelische Gemeinde, der Gesangverein waren hier versammelt, um ein letztes Lebewohl zu sagen. – Hier hielt Pfarrer Neumeister eine Abschiedsrede unter freiem Himmel. Mit Reden, Gegenreden, Weinen und Segenswünschen vergingen

¹ Vorbemerkung Neumeisters zum Abdruck der Abschiedspredigt im „Bukarester Gemeindeblatt“, 1908, S. 122.

² Ein im Süden gelegener Vorort von Bukarest.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

über zwei Stunden. Endlich um 1 Uhr Mittags setzte sich der Eilwagen unter dreimaligem Hoch in Bewegung¹.“

In dankbarer Würdigung der Verdienste, die Neumeister sich um die Diaspora in Rumänien erworben hatte, hatte ihm der Oberkirchenrat die Pfarrstelle in Leimbach bei Mansfeld verliehen, die er nach sieben Jahren mit der zu Friedeburg an der Saale vertauschte. Seine letzten Amtsjahre verbrachte er in Nachterstedt, wo er 1888 einen Schlaganfall erlitt, so daß er in den Ruhestand zu treten genötigt war. Er zog nach Groß-Salze bei Bad Elmen, wo er am 10. Mai 1898 seine goldene Hochzeit feiern konnte. Von seinen Erinnerungen an Bukarest umgeben, stets erfreut, wenn irgendein Mensch aus der ihm zwar räumlich fern gerückten, aber innerlich stets nahe gebliebenen Welt seiner besten Jahre zu ihm kam oder Grüße von dort übermittelte², brachte er seine Tage mit wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten³ zu.

Am 7. September 1909 ist er heimgegangen. Seinen Sarg schmückte ein Kranz, den die Gemeinde „ihrem gewesenen verdienstvollen Pfarrer in dankbarer Erinnerung“ niederlegen ließ, und die aus Anlaß seines Todes gegründete Rudolf-Neumeister-Stiftung läßt sein Andenken nicht erlöschen: „Mit der Geschichte der rumänischen Diasporagemeinden wird sein Name immer verbunden bleiben⁴.“

¹ Meyer, „Die Diaspora der deutschen evangelischen Kirche in Rumänien“, S. 108, nach dem gleichzeitigen Bericht in der Bukarester „Deutschen Zeitung“.

² Charitas Bischof, „Bilder aus meinem Leben“, 1929, S. 538f. Meyer, „Diaspora“, S. 109f. Beide mit Bildern des alten Neumeister.

³ „Dichtungen“, 1897. „Schatzkästlein für das evangelische Haus“, 2 Bände.

⁴ „Bukarester Gemeindeblatt“, 1909, S. 141.

Zweites Kapitel.

Zur Vorgeschichte der evangelischen Gemeinde Jassy.

In dem bis 1859 selbständigen Fürstentum der Moldau sind vom 13. Jahrhundert an durch ausgewanderte Siebenbürger Sachsen zahlreiche deutsche Siedlungen angelegt worden. Zu ihnen gesellten sich im 15. Jahrhundert flüchtige Hussiten, und ein gleichzeitiger Bericht beklagt das Umsichgreifen der „böhmischen Sekte“. Die in Siebenbürgen schon 1549 zum Abschluß gekommene Reformation fand ihren Weg auch über die Karpathen zu den deutschen Bewohnern der Moldau aber ein Versuch, sie auch bei den Landeseingeborenen einzuführen, schlug nicht nur völlig fehl, er veranlaßte vielmehr eine scharf durchgeführte Gegenbewegung, unter deren Wirkungen etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht nur das evangelische, sondern das deutsche Leben in der Moldau überhaupt zugrunde ging¹.

In der Landeshauptstadt Jassy soll um die Mitte des 18. Jahrhunderts wieder eine evangelische Gemeinde bestanden haben; es wird wenigstens berichtet, daß bei einem Stadtbrand im Jahre 1753 auch die evangelische Kirche ein Raub der Flammen geworden sei².

Auf polnischem, jedoch nur durch den Dnjestr von der Moldau getrenntem Boden fanden zahlreiche Deutsche einige Jahre später in einer vom Grafen Stanislaus Poniatowsky, dem Vater des letzten polnischen Königs, in Zaleszczycki errichteten Tuchfabrik ihren Lebensunterhalt. Da der zuständige Bischof ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes verbot, so gründeten sie auf dem jenseitigen Flußufer ein Dorf Philippen, und der damalige Fürst der Moldau nahm sie gern unter seinen Schutz³, denn „die Evangelischen müssen gute Leute sein, weil sie bei ihrem Vorhaben am meisten und ersten um ihr

¹ Über die deutschen Siedlungen in der Moldau während des Mittelalters unterrichten die Aufsätze von Honigberger, „Alle deutsche Städte in der Moldau“ („Deutsche politische Hefte aus Großrumänien“, 1925, Heft 1, 2 und 10; 1927, Heft 3, 5 und 6). Über den Reformationsversuch meine Arbeit: „Jakobus Basilikus Heraklides, Fürst der Moldau“ usw. (Zeitschrift für Kirchengeschichte, Neue Folge, IX, S. 105ff.). Eine erweiterte Bearbeitung in rumänischer Übersetzung in den Annalen der rumänischen Akademie, 1927, historische Abteilung, 3. Reihe, Band 8, Heft 1.

² Bogdan, Oraşul Jaşi odinioară şi astăzi („Die Stadt Jassy einst und jetzt“). Jassy, 1904, S. 140.

³ Freibrief der Kolonie vom 1. Juli 1759 bei Jorga, Acte şi fragmente, Band I, S. 375ff.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Gotteshaus und dessen Diener und Priester Sorge tragen“. Der erste Pfarrer von Philippen¹, Johann Jakob Scheidemantel, wurde am 10. Oktober 1760 von dem Oberkonsistorialrat Burg in Breslau ordiniert². Er war ein unruhiger Geist; jahrelang war er auf Kollektentreisen, die ihn bis England führten, abwesend; das stille Leben in Philippen behagte ihm nicht, und er hielt sich daher viel lieber in Jassy auf, wo er bei dem Fürsten wohlgekommen war. Um dauernd in der Hauptstadt bleiben und doch seine Gemeinde betreuen zu können, veranlaßte er den Fürsten, in der Nähe von Jassy eine eigene Tuchfabrik zu bauen; Drohungen und Versprechungen veranlaßten die Mehrzahl der Arbeiter, in Zukunft hier ihr Brot zu suchen. Jedoch ging Scheidemantel 1767 fort³, da er sich in politische Umtriebe eingelassen haben soll, „was ihn sein Professor der Theologie nicht mag gelehret haben“⁴. Der Mangel eines evangelischen Geistlichen ließ viele zur katholischen Kirche übertreten, die dadurch den gesamten Gemeindebesitz an sich brachte. Kriegswirren veranlaßten die Stilllegung der Fabrik. Der Rest der Gemeinde berief im Jahre 1781 den „wegen eines nur sehr menschlichen Fehlers“⁵ entsetzten früheren Pfarrer von Mediasch (Siebenbürgen), Andreas Scharsius, zu ihrem Geistlichen. Wie lange er seines Amtes waltete, wissen wir nicht.

Erst zu Beginn des neuen Jahrhunderts hören wir wieder von einer Gemeinde, die 1803 ein allerdings vor den Toren der Stadt gelegenes, aber sehr ausgedehntes Grundstück zum Geschenk erhielt⁶, dessen Erträgnisse im Jahre 1809 die Anstellung eines Pfarrers ermöglichten⁷.

¹ Völker, „Die Anfänge der evangelischen Gemeinde zu Zaleszycki“, Jahrbuch des Protestantismus für Österreich, 1909, S. 157—174.

² Wotschke, „Schlesische Mitarbeiter an den Acta historico-ecclesiastica“ (Korrespondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, 1927, XIX. Band, Heft 1, S. 83ff.).

³ Er wurde dänischer Gesandtschaftsprediger in Warschau, daselbst 1777 gestorben. Im gleichen Jahre erschien von ihm „Acta conventuum et synodarum in maiori Polonia celebratarum.“

⁴ Sulzer, „Geschichte des transalpinischen Daziens“, 1782, Band III, S. 663f.

⁵ „Anno 1781 mense Jan. adulterii accusatus, evasit, erupit, efugit“: Matrikel des evangelischen Stadtpfarramtes Mediasch. Wolf, Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstentums Moldau. Hermannstadt 1805. S. 171.

⁶ Nach einer im Jahre 1879 vorgenommenen Ausmessung umfaßte das Grundstück 48 Hektar.

⁷ Über die ältesten Gemeindegründungen siehe Klein, „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in der Moldau“, Band I: Geschichte der Jassyer Deutsch-

Von 1809—1820.

Johann Christian Wilhelm Harte, am 3. August 1775 zu Rathenow als Sohn eines Kürschners gleichen Namens geboren¹, kam im Frühjahr 1809 nach Bukarest. Die Überlieferung, daß er Feldprediger im Dienst der russischen Armee gewesen sei, die seit 1806 die Donaufürstentümer besetzt hielt und in deren Reihen viele evangelische Balten sich befanden, wird durch die Eintragung in dem Kirchenbuch der Bukarester Gemeinde gestützt, der zufolge er am 28. Mai 1809 den Hauptmann im Sibirski-Grenadierregiment von Russau getraut hat, obwohl die Braut die Tochter des damaligen Gemeindepfarrers Klockner war. Harte selbst verheiratete sich am 6. August 1809 zu Bukarest mit der aus Kronstadt gebürtigen Katharina Roth. Die Gründung eines eigenen Hausstandes, vielleicht auch seine schwächliche Gesundheit, veranlaßten ihn, sich nach einem festen Wohnsitz umzusehen; so wurde er durch Vermittlung Klockners, der zugleich als Superintendent die Oberaufsicht übernahm, Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Jassy.

Er ließ jedoch manche Wochen verstreichen, bis er sein Amt wirklich antrat. Sofort nach seiner Ankunft erklärte er der Gemeinde, „unter keinerley Vorwand eine Amtspflicht zu erfüllen, bis mir selbige einen bequemen Platz zur Gottesdienstlichen Versammlung beschafft und Kanzel, Altar, Bänke etc. darin aufgestellt haben würde“². Das Entgegenkommen der russischen Kommandobehörde stellte der Gemeinde zur Abhaltung ihrer Gottesdienste im fürstlichen Schloß ein Zimmer zur Verfügung, das die Opferwilligkeit einzelner Gemeindeglieder in der gewünschten Weise zu einem Betsaal ausstattete. Auch eine Abendmahlskanne und ein Hostienteller waren geschenkt, eine kleine Orgel entliehen worden. Die Einweihung dieses Betsaales fand am 1. November 1809 statt. Die Gottesdienste waren gut besucht, „indem unser Bethaus jeden Sonntag gepfropft voll von Menschen ist. Lutheraner, Katholiken, Bojaren und Griechen drängen sich hinzu, und die katholischen Pfaffen möchten mich

Evangelischen Gemeinde. Bukarest 1924.

¹ Mitteilung des ev. Pfarramtes Rathenow. Der Familienname lautete ursprünglich Hardte.

² Brief Hartes an Klockner im Pfarrarchiv zu Jassy.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

vergiften, wenn sie nur könnten³.“

Harte hatte Ursache, mit dem Beginn seiner Tätigkeit zufrieden zu sein. „Jassy ist nicht schlecht, scheint überhaupt nicht so ungesund zu sein als es ausgeschrien wird¹.“ Seine Wohnung lag bequem am Markte „ohnweit dem Schlosse“. Die Hauseinrichtung kostete natürlich viel Geld; aber das zugesagte Gehalt wurde nicht nur regelmäßig ausbezahlt, sondern er erhielt überdies „die Hälfte von dem, was jeden Sonntag im Klingelbeutel einkommt“. „Hierdurch hat man meine Umstände, die bey der bloßen Besoldung wegen der Theuerung allhier in jeder Rücksicht immer eingeschränkt gewesen seyn würden, sehr erleichtert“. Bei dem zahlreichen Zulauf zu den Gottesdiensten ergab sich für den Pfarrer eine nicht unbeträchtliche Nebeneinnahme. „Die Gemeinde thut in der Tat mehr, als ich je von ihr verlangt hatte, und die Mitglieder derselben wetteifern miteinander, uns Gefälligkeiten zu erweisen. Kurz, ich bin zufrieden, bin glücklich, sehr glücklich in den Armen meines geliebten Weibes, die (!) ich mit jedem Tage mehr lieben und schätzen muß².“

Mit großer Betriebsamkeit ging Harte an die Arbeit. Schon in den ersten Wochen plante er die Abhaltung eines Balles und die Aufführung eines deutschen Theaterstückes zur Gründung eines Kirchenbaufonds. Dann wollte er die ganze Gemeinde auf dem ihr gehörigen Grundstück ansiedeln; Mittelpunkt dieser Kolonie sollten Kirche und Pfarrhaus werden. Für letzteres schied er einen Platz aus, der vorläufig als Garten hergerichtet wurde. Hierbei wird sich aber lebhafter Widerstand aus den Reihen der Gewerbetreibenden ergeben haben, die keine Veranlassung hatten, sich außerhalb der Stadt anzusiedeln. Sodann suchte er der Gemeinde ihr ehemaliges, an die Katholiken verlorengegangenes Besitztum zurückzugewinnen. Diese „haben hier soviel Land, welches unser Eigenthum ist, daß ein gescheuter und

³ Brief Hartes an Pfarrer Klockner vom 10. Dezember 1810 im Pfarrarchiv Jassy.

¹ „Die Stadt liegt an dem Bachlui-Bache. Die mephitischen Ausdünstungen dieses weit ausgedehnten Sumpfbaches, dann die Gräben, die beynahe alle Gassen der Stadt durchschneiden, die zwar mit sogenannten Blockhölzern überdeckt sind, so daß jede Gasse nur eine aneinanderhängende Brücke bildet, aber für deren Reinigung wenig Sorge getragen wird, machen Jassy zu einem ungesunden Ort, in welchem der erste Stoff zu vielen böartigen Krankheiten verbreitet wird.“ Karaczah, „Beyträge zur Europäischen Landeskunde (die Moldau, Walachey, Bessarabien und Bukowina“, Wien, ohne Jahr (nach 1812 erschienen), S. 44.

² Brief vom 10. Dezember 1809.

der Sprache des Landes kundiger Mann gar leicht, ich will wenig sagen, 2000 Piaster daraus ziehen kann¹. Die katholische Geistlichkeit widersetzte sich diesem Bestreben selbstverständlich auf das Äußerste, hierbei von denen unterstützt, die durch ihren Übertritt einst den Besitzwechsel des Gemeindeeigentums ermöglicht hatte. Eine Entscheidung war nur auf gerichtlichem Wege möglich. In erster Instanz wurde der Prozeß gewonnen, in zweiter aber verloren und nach den in einem Privatbrief Hartes an Klockner gemachten Andeutungen – Gemeindeakten aus jener Zeit fehlen vollständig – gewinnt man den Eindruck, als ob es keine weitere Instanz gegeben habe. Ob Harte, wie seine Absicht war, die Sache an die russischen Behörden geleitet hat, deren Entscheidung „nicht anders als zu meinem Vortheil ausfallen kann“, geht aus den uns vorliegenden Berichten nicht hervor; jedenfalls ist die Gemeinde nicht wieder in den Besitz ihres einstigen Eigentums gelangt. Harte hat sich jedoch redlich darum bemüht. „O theurer Herr Amtsbruder! Es ist keine Kunst, alle Sonntag die Kanzel zu betreten und eine Predigt herunter zu donnern, aber es ist eine große Kunst, es ist ein schweres Geschäft für einen Mann, eine Gemeinde empor zu bringen, wenn er die Landessprache nicht versteht und den mehr als teuflischen Cabalen nicht gewachsen ist, die ihm sowohl von katholischen Geistlichen als auch von Renegatten (!) gemacht werden².“

Im Sommer 1810 pachtete Harte einen Weingarten, zu dessen Verwalter er den „verunglückten“ siebenbürgischen Pfarrer Johann Schmidt einsetzte, der „aus Altersschwäche und aus Unzulänglichkeit der Besoldung seinen Dienst abgelegt, auf der Heimreise aber von Räubern überfallen und seines völligen Vermögens beraubt worden³“. Aber weder die Altersschwäche, die bei ihm schon mit 56 Jahren sich eingestellt hatte, noch sein weißes Bart- und Haupthaar hinderten Schmidt, sich in Jassy zu verloben und als Verwalter sehr tätig zu sein, „theils mit Schliwowitzbrennen beschäftigt, teils prügelt er sich nachts mit den Hunden herum, wohl öfters auch mit den Dieben, welche Appetit auf Zwetschken haben, und verspricht auf den Herbst einen Non plus ultra Wein zu machen⁴“. Auch sonst

¹ Brief ohne Datum aus dem Sommer 1810.

² Ebenda.

³ Paß Schmidts im Gemeindearchiv zu Bukarest.

⁴ Brief ohne Datum vom Sommer 1810.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

bewies er sich nicht gerade als altersschwach. „Durch seine drolligen Einfälle macht er mir tausend Spaß und versüßt mir nebst meinem theuren Weibe manchen Abend, wenn ich des Tages Last und Hitze getragen, mich tüchtig herumgezankt und geärgert habe¹.“

Zu diesen verschiedenen amtlichen und privaten Aufgaben kam eine rege und manchmal auch üppige Geselligkeit. „Es ist soviel Champagner getrunken worden, daß mir der Kopf noch wehe thut, obgleich schon acht Tage seit dem Schmause verflossen²“. gesteht er in einem seiner ersten Briefe. Als zu Weihnachten 1811 seine Schwägerin in Jassy heiratete, war man „froh und vergnügt bis des Morgens um drei Uhr“.

Je länger Harte in Jassy bekannt wurde, desto mehr fand er Gelegenheit, Unterricht in der deutschen Sprache zu erteilen. Die großen Entfernungen in der Stadt und die Beschaffenheit der bei schlechtem Wetter ungangbaren Straßen veranlaßten die Anschaffung von Pferd und Wagen, um den mancherlei Verpflichtungen nachkommen zu können. „Hätte ich diese nicht, so wäre ich längst ins Grab (!)³.“ Zudem gehörte der Besitz eines eigenen Gespanns zum guten Ton⁴.

Sein Leben wurde mehr und mehr ein gehetztes „Von Morgens sieben bis Mittags um ein Uhr bin ich nicht zu Hause, und kaum habe ich die Suppe nicht gegessen, sondern verschluckt so fahre ich wieder fort und komme erst Abends um sieben, auch wohl erst um acht Uhr nach Hause. Da ich überdies der Frau Hofagentin in der deutschen Sprache Unterricht erteilen muß, trotzdem ich mich genug gesträubt und die Unmöglichkeit erwiesen habe, so hat es doch nicht geholfen. Es hieß, ‚ich habe kein Zutrauen zu einem andern‘.“

Infolge dieser Betriebsamkeit konnte er schon nach zwei Jahren über erhebliche Ersparnisse verfügen und sah so unbesorgt in die Zukunft, daß er Schmidt in Aussicht stellen konnte, er werde bis an sein Lebensende sein Brot bei ihm haben.

¹ Ebenda.

² Brief vom 10. Dezember 1809 im Jassyer Gemeindearchiv.

³ Undatierter Brief aus dem Sommer 1810 im Pfarrarchiv zu Bukarest.

⁴ „Prächtige und überhaupt eigene Equipagen sind ungemein zahlreich.“ Karaczay a. a. O. S. 30.

Aber die Seelenzahl der Gemeinde – sie umfaßte „evangelische und reformierte Glaubensgenossen“ – lassen sich keine genaueren Angaben machen; sie wird etwa 200—250 betragen haben. Diese kleine Schar hatte nicht weniger als zehn Kirchenvorsteher¹. Da diese große Zahl nur eine Erschwerung der Verwaltung bedeutete, Harte aber durch ihre Verminderung nicht Unfrieden in die Gemeinde tragen wollte, so bestimmte er sechs zu Kirchenvorstehern, „die übrigen vier zu Beysitzern des geistlichen Gerichtes, welche allemahl bey Ehescheidungssachen und anderen Streitigkeiten zu Rathe gezogen werden²“. In Anbetracht der kleinen Gemeinde waren Ehescheidungen sehr häufig. Die wenigen uns erhaltenen Schreiben kommen immer wieder auf solche Angelegenheiten zurück, wie überhaupt das sittliche Leben auf ziemlich tiefer Stufe stand. „Der Wein bekömmt den hiesigen Deutschen sehr gut³.“ Und der erste Tote, den Harte zu begraben hatte, war ein lediger Mann, der an der „Venusseuche“ starb.

Dieser Betriebsamkeit folgte nur all zu rasch der Rückschlag. Harte war eine leicht erregbare (*facile à irriter*) Natur⁴. Ärger mit den Russen⁵, vermeintliche oder wirkliche gesellschaftliche Kränkungen sowie eine gegen ihn in Bukarest anhängig gemachte Klage verleiteten ihm das Leben in Jassy derart, daß er unter allen Umständen fortzugehen entschlossen war. Zwar stellten sich die Klagepunkte als Verleumdung heraus, und Klockner als Superintendent verhängte über die Schuldigen eine Strafe, die Harte aber aus Gründen der schriftlichen Liebe nicht zur Anwendung brachte. Sein Sehnen stand nach Bukarest; er wollte seines Freundes „Adjunktus“ werden. „Mein Vorsatz, Jassy zu verlassen, ist unwiderrufflich und wird gewiß ausgeführt werden.“ Ich habe für die hiesige Gemeinde gethan, was ich als sterbliches Wesen zu thun vermochte. Jetzt vermag ich nichts mehr und wünsche, daß ein anderer glücklicher seyn möchte⁶.“ Schon im Herbst 1811 hatte er bei Klockner vertraulich wegen seiner

¹ „Da ich hier ankam, fand ich so viele Kirchenvorsteher als ich bei meiner Durchreise in Nürrenberg Drechsler fand.“ Brief vom 28. März 1810.

² Ebenda.

³ Brief vom 10. Dezember 1809.

⁴ Bericht des preußischen Konsuls vom 25. Oktober 1825 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, Konstantinopel, VI. 102).

⁵ „Die Russen plagen mich noch immer fort.“ Brief vom 15. Februar 1811.

⁶ Brief vom 7. Januar 1812.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Übersiedelung anfragen lassen, und zu Beginn des neuen Jahres wiederholte er sein Anliegen schriftlich auf das Allerdringendste. „Ich Verspreche Ihnen auf alles, was mir heilig und theuer ist, daß wir Sie so verpflegen, schätzen, lieben und ehren wollen, als wären wir Ihre rechtmäßigen Kinder. Kein schmutziger Eigennutz, kein niedriges Interesse, kein Kunstgriff nöthigt mir diesen Antrag ab, sondern aufrichtige Liebe und Freundschaft, die ich für Sie hege. Einst werde ich Ihnen, selbst als Bauer, wenn es nicht anders ist, für alle Beweise Ihrer Güte danken, und bis am Rande (!) meines Lebens bemüht sein, Ihnen zu zeigen, daß Sie Ihre Güte an keinen Undankbaren verschwendet haben¹.“ Aber erst Mitte Februar 1812 antwortete dieser, und zwar ablehnend. Die Gründe sind uns allerdings nicht bekannt; das lange Hinauszögern der Antwort läßt jedoch vermuten, daß Klockner sich Harte als Amtsgenossen nicht wünschte.

Aber die Abschiedsgedanken verfliegen wieder, da Harte eine Aufgabe zufiel, die recht für seine Betriebsamkeit geschaffen war. Die Gemeinde konnte sich im Jahre 1812 Kirche und Pfarrhaus bauen. Die Abhaltung der Gottesdienste in dem fürstlichen Schlosse war nur unter dem Schutze der Russen möglich; die zunehmende Feindschaft zwischen Napoleon und Alexander ließ 1812 die baldige Abberufung der Besatzungstruppen erwarten. Damit entstand aber für die Gemeinde die Frage nach der Beschaffung eines eigenen Gebäudes für kirchliche Zwecke. Eine freundliche Fügung aber half über alle Schwierigkeiten hinweg. „Den 19. April 1812 starb in Ribnik im Fürstenthum Moldau der Kaiserlich Russische General-Major Herr Johann Georg von Städter, geboren zu Reval am 12. Juni 1751. Der Leichnam wurde nach Jassy gebracht und am 19. May feyerlichst zur Erde bestattet. Sein würdiger einziger Sohn, der Kayserlich Russische Capitain Herr Johann von Städter, ließ zur Erinnerung an seinen Vater die Evangelische Kirche auf dem Grabe desselben auf seine Kosten erbauen².“ Zur inneren Ausschmückung des Gotteshauses und zur Errichtung eines Pfarrhauses erhielt Harte von russischen Offizieren 47 und aus seiner Gemeinde 40 Dukaten; noch im gleichen Sommer sammelte er in Bukarest, wo er „alle

¹ Ebenda.

² Eintragung Hartes in das Totenregister der Gemeinde Jassy mit dem Zusatz: „Möge doch die spätere Nachwelt an diesem leuchtenden Beyspiele zum Guten sich erbauen.“

Menschenfreunde deutschen Blutes ohne Unterschied der Religion und des Standes um einen kleinen willkürlichen Beytrag“ anging, eine bedeutende Summe zu den gleichen Zwecken. Ein General von Sanders schenkte eine Glocke, die „sehr schön und unter Brüdern 1000 Piaster wert ist“.

Im Herbst waren beide Gebäude im Rohbau fertig. „Auch habe ich einen Keller unter dem Hause machen lassen, der 80 Fässer Wein zu fassen im Stande ist. Doch bin ich verpflichtet gewesen, da ich alles von Bruchsteinen machen lasse, auch 600 Piaster von meinem eigenen Gelde hineinzustecken, ohne zu wissen, aus welcher Quelle ich künftiges Frühjahr schöpfen soll, um das angefangene Werk zu vollenden¹.“

Am 2. Oktober 1812 verließen die Russen Jassy und die Moldau; Harte sah ihnen wehmütig nach; sie waren ihm 45 Dukaten für Wein schuldig geblieben. Die Gottesdienste konnten bis zur Fertigstellung der Kirche in dem bisher benutzten Saal abgehalten werden. „Es hat erschreckliche Umstände verursacht, bis ich es dahin zu bringen im Stande war².“ Am 6. Juli 1813 fand die Einweihung der Kirche statt und Harte zog in das neue Pfarrhaus.

Damit hatte sich seine Lage in der Gemeinde grundlegend geändert. Die Moldau erhielt wieder ihren eigenen Fürsten, und die Gemeinde mußte von diesem, da sie zumeist aus fremden Staatsangehörigen sich zusammensetzte, die Bestätigung ihres bisherigen Existenzrechtes erbitten. Wenn Harte in diesem Augenblicke fortgegangen wäre, so wäre wahrscheinlich das Eigentum der Gemeinde noch einmal verloren gegangen³. So aber wurde der bisherige Schutzbrief 1813 neu bestätigt, ja, die Gemeinde erhielt ein Jahr darauf vermehrte Rechte.

Harte richtete sich darum zu dauerndem Bleiben ein. Seine Ehe blieb kinderlos; so nahm er im Herbst 1812 ein verlassenes zweijähriges Mädchen an Kindesstatt an. Von Anfang an teilte eine Verwandte seiner Frau seinen Haushalt, und als diese sich am 8. April 1817 mit dem in moldauischen Diensten stehenden Rechtsgelehrten

¹ Brief an Klockner vom 1. November 1812.

² Ebenda.

³ In den Jahren 1827 und 1867 wurde der Gemeinde das Eigentumsrecht auf ihr Grundstück streitig gemacht. Klein, „Geschichte der Jassyer Deutsch-Evangelischen Gemeinde“, Bukarest 1924, S. 53f.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Christian Flechtenmacher vermählte, waren Harte und Frau durch ein neues Band an Jassy gefesselt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der 1821 als Taufpate im Kirchenbuch genannte Ferdinand Harte ein Bruder des Pfarrers gewesen. Er war Schauspieler, und da außer ihm gleichzeitig ein anderer deutscher Schauspieler in Jassy weilte, so dürfen wir annehmen, daß durch den Einfluß des künstlerisch interessierten und begabten Flechtenmacher deutsch-theatralische Veranstaltungen in Jassy die Regel waren¹.

Über die Amtstätigkeit Hartes läßt sich wenig aussagen. Eine Gemeindeschule bestand nicht. „Die Kinder der Protestanten wachsen bis zum Alter von 16 Jahren heran, ohne die geringste Ahnung vom Christentum zu haben. Erst nachdem sie dieses Alter erreicht haben, fangen sie sechs Wochen vor Ostern an, zweimal wöchentlich zum Pfarrer zu gehen, wo man ihnen den Katechismus auswendig zu lernen aufgibt, woraus sie unter allen Umständen zu Ostern konfirmiert werden².“ Bezieht sich dieses scharfe Urteil auch erst auf die Zeit von 1828 ab, so müssen wir doch leider annehmen, daß es auch für die Amtszeit Hartes gilt, da auch nicht die geringste Andeutung dafür vorliegt, daß er Schulunterricht erteilt habe. Die kirchenregimentliche Verbindung mit Bukarest stand schließlich nur noch auf dem Papier; auch die freundschaftlichen Beziehungen zu Klockner scheinen allmählich erkaltet zu sein.

Seine Betriebsamkeit fand ein Betätigungsfeld in der Frage der Mischehen, so daß von hochgestellter katholischer Seite gegen seine „Eingriffe und Intriguen“ Beschwerde geführt wurde, da „er sich bestrebe, das Gewissen der zu verheurathenden gemischten Personen durch falsche Lehren zu beruhigen und daß er sie hierdurch dem katholischen Pfarrer entziehe³“.

¹ Es handelt sich dabei um deutsche kulturelle Einflüsse, deren Zusammenhänge bis jetzt noch nicht recht klar sind; vgl. Klein, „Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen“, Heidelberg 1929, S. 110ff.

² „Moldauisch-walachische Zustände in den Jahren 1828—1843“, von C. A. Kuch, vormals preußischer Konsul für das Fürstentum Moldau, Leipzig 1844. Ich zitiere nach der mir vorliegenden rumänischen Übersetzung in „Convorbiri literare“, Jahrgang 25, Bukarest 1891 und 1892, S. 402f.

³ Bericht des österreichischen Konsularagenten in Jassy an die k. k. Hof- und Staatskanzlei vom 14. Juli 1817 (Abschrift in der Handschriftensammlung der rumänischen Akademie Bukarest; Sammlung Nistor, Band 6, Blatt 207).

Die Predigtgabe Hartes wird bei zwei Gelegenheiten gerühmt; bei der Geburtstagsfeier des Königs Friedrich Wilhelm III 1819 „son éloquence partant du fond de son coeur toucha vivement son nombreux auditoire“ und bei der einige Monate darauf erfolgten Beerdigung des früheren preußischen Vizekonsuls in Jassy¹.

Pfarrer und Vizekonsul 1820—1825.

Im Sommer 1819 brach in Jassy und zahlreichen Städten der Moldau die Pest aus, und dieser unliebsame Gast wollte bis in den Spätherbst nicht weichen. In grellem Widerspruch dazu stand die glänzende Hofhaltung des damaligen Fürsten². Zu einem von diesem veranstalteten Fest fand Harte, vom preußischen Vizekonsul eingeführt, Zutritt. Dieser beabsichtigte bei seiner bevorstehenden Versetzung nach Bukarest ihn als seinen Nachfolger vorzuschlagen³, und in der Tat wurde Harte am 2. September 1820 mit der provisorischen Führung der Konsulatsgeschäfte betraut. In dieser rein ehrenamtlichen Stellung, die er nur „aus einem gewissen Ehrgeiz“ übernahm, standen ihm ein Dragoman und ein Handelsagent zur Seite; ein Amtsdienervervollständigte die Liste des Personals⁴. Da Harte infolge seiner Kränklichkeit, der Abgelegenheit seiner Wohnung⁵ und seiner Privatstunden sich dem neuen Amte nicht mit voller Kraft widmen konnte, so beschwerte der Dragoman sich bald darüber, daß ihm mehr Arbeit wie bisher zufalle und schickte überdies gelegentlich hinter dem Rücken seines Vorgesetzten hämische Berichte über

¹ Bericht des preußischen Vizekonsuls von Kreuchely vom 14. Januar 1820 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, VI. 162).

² „La cour du prince continue d'être brillante“, Bericht des preußischen Vizekonsuls vom 26. November 1819 (Hurmuzaki, „Dokumente zur Geschichte der Rumänen“, Band X, S. 80). Der Fürst Michael Sutzcu war „ein prachtliebender, verschwenderischer und verdorbener junger Mann“. Jorga, „Geschichte des rumänischen Volkes“, Gotha 1905, Band II, S. 240.

³ „L'homme, qui seroit le plus en état de présider cette charge est sans contredit M. Guillaume Harte, Pasteur de l'église évangélique. qui depuis onze ans jouit en cette qualite' die l'estime publique.“ Bericht vom 14. Januar 1820 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, Konstantinopel, XI. 162).

⁴ Liste des Personals vom 31. Dezember 1820 bei Hurmuzaki a. a. O. S. 95.

⁵ Sie war „à la dernière extrémité du faubourg le plus éloigné“ gelegen (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, VI. 102).

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

diesen nach Bukarest; Harte sei z. B. so schüchtern, daß er sich nicht zu Hofe zu gehen getraue; lieber schreibe er die ganze Nacht hindurch, ehe er eine Sache durch persönliche Vorsprache erledige¹. Der Konsul hat daraufhin zeitweise eine kühle Haltung Harte gegenüber eingenommen und sogar an seine Ersetzung gedacht².

In dieser Stellung erlebte Harte die Unruhen, die in den Jahren 1821 und 1822 ganz Rumänien erschütterten. Sie standen mit den griechischen Freiheitskämpfen in Zusammenhang. Da Rußland jede gegen die Türkei gerichtete Bewegung aus politischen Gründen sehr gern sah, so bemächtigte sich Fürst Alexander Ypsilanti, bisher russischer General in Kiew, dessen Vater bereits Beherrscher der Moldau gewesen war, der Hauptstadt Jassy, wodurch große Unruhe entstand. „In der Nacht vom 10. abends bis zum 11. morgens getraute sich niemand zu Bette zu gehen. Ein bedeutender Lärm der Straßen hinderte die Einwohner daran³. Da Ypsilanti bald nach Süden vorrücken mußte, um seine neugewonnene Herrschaft gegen die Türken zu verteidigen, so blieb die Stadt sich selbst überlassen, und es begannen Gewalttätigkeiten aller Art. Auch die preußische Flagge, die Harte zum Schutze seines Hauses aufzuziehen sich genötigt sah, wurde nicht respektiert; aber der Versuch, den „zwey Besoffene von der Räuberbande machten, die Flaggenstange umzuhauen, konnte vereitelt werden und die Übeltäter wurden zur Strafe gepeitscht⁴.“ Aber die Lage blieb dauernd bedrohlich. „Man wollte in einer Nacht mein Haus plündern. Ich bewog sie durch Schießen zum Rückzug, sie wurden bestraft.“ Nach sorgenvollen Tagen und Nächten näherten sich endlich die Türken der Stadt: „Ich fuhr dem Befehlshaber der Armee, Salih-Pascha (Pascha von Warna) entgegen; gut aufgenommen; Sicherheitsferman erhalten des Inhalts, wer es wagen sollte, einem Preußen etwas zu Leide zu tun, soll mit seinem Kopf dafür büßen.“ Die türkische Armee lagerte sich zunächst außerhalb der Stadt, „rings um meinem Hause (!) und der Kirche. Mehrere Preußen, Moldauer und Juden, hatten sich mit Sack und Pack in mein Haus und in die Kirche geflüchtet und keiner ward beunruhigt“. Es folgte ein

¹ Schreiben vom 19. Dezember 1820; Hurmuzaki a. a. O. S. 92.

² Schreiben des Konsuls an die preußische Gesandtschaft zu Konstantinopel vom 18. Januar 1821; Hurmuzaki a. a. O. S. 96f.

³ Bericht Hartes vom 13. Mai 1821; Hurmuzaki a. a. O. S. 114

⁴ 26. Oktober 1821; Hurmuzaki a. a. O. S. 128f.

strenges Strafgericht über alle an dem griechischen Aufstand betheiligten Gewesenen. „Alle Tage wurden griechische Flüchtlinge herbeigebracht und ihnen in aller Kürze der Prozeß gemacht; drei Büchsen schüsse von meinem Hause wurden ihnen die Köpfe heruntergesäbelt und ihre Leichname sodann (mir schaudert!) den Hunden und Raben preisgegeben. Von solchen Gräuelszenen waren wir Augenzeugen!¹“

Nach etwa zwei Wochen bezog die türkische Armee Quartiere in der inneren Stadt; „aber keinem Preußen wurde Einquartierung gegeben und Alle, die sich zu mir geflüchtet hatten, kehrten bis auf 15 Moldauerfamilien, die ich noch jetzt in meinem Hause halte, ruhig in ihre Wohnungen zurück.“ Bessere Zeiten schienen anzubrechen; aber es war eine Täuschung. „Seit dem 28. August nahmen die Räubereyen und Plünderungen von Tage zu Tage zu; beinahe keine Kirche ist verschont worden und, trotz meiner Wachsamkeit, auch die mir anvertraute Evangelische nicht.“ „In der Nacht vom 14. zum 15. November wurde mein Haus von 30 Türken (Janitscharen) umringt, welche, nachdem sie meine sämtlichen Dienstbothen und den Wächter entwaffnet hatten, die Thüre erbrachen, mit gezückten Säbeln und geladenen Pistolen in meine Zimmer drangen und während sie mir und meiner Frau Pistolen auf die Brust und Messer am Halse hielten, nicht allein daselbst nach Belieben plünderten, sondern auch noch die Küche und eine Kammer (wo mehrere Personen ein bißchen Hab und Gut, der Sicherheit wegen, hingebraucht hatten), rein ausleerten. Von dem Schrecken, den ich und meine Frau dabey ausgestanden haben, will ich keine Beschreibung machen; genug daß derselbe auf meine Gesundheit so starck gewirckt hat, daß bis jetzt noch alle meine Sinne davon betäubt sind! – Beim Anbruch des Tages verfügte ich mich zum Salih-Pascha, ihm diesen Vorfall mit dem Bemerkten anzeigend, daß durch ein solches Verfahren die königliche Flagge beschimpft, das Völkerrecht verletzt worden und ich unter so benannten Umständen (indem auch mein Leben nicht in Sicherheit wäre) das Vice-Consulat einstweilen für aufgelöst erklären und an die Unterthanen meines Herrn und Königs ein Publicandum ergehen lassen müßte, des Inhalts, daß jeder Preuße sein Heil in der Flucht zu suchen habe. Zugleich verlangte ich Paß nach Constantinopel und

¹ Bericht vom 26. Oktober 1821; Hurmuzaki a. a. O. S. 128f.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

sicheres Geleit. Die Antwort, weder Paß noch Geleit; ich sei immer mit großer Achtung behandelt worden, es gebe schlechte Menschen in jeder Armee, selbst Räuber; es wird Untersuchung, Bestrafung und Vergütung versprochen. Man wollte zu mehrerer Sicherheit mir sechs Zimmer in der Wohnung des Paschas anweisen.“

Unter solchen Verhältnissen mußte seine wirtschaftliche Lage sich täglich verschlechtern; im April 1822 sah er sich genötigt, einem höheren türkischen Beamten acht Bücher zum Ankauf anzubieten. Trotz dessen Ablehnung wiederholte Harte seine Bitte und erhielt nun als Geschenk 200 Piaster. Diese für ihn gewiß peinliche Angelegenheit wurde hämischerweise nach Bukarest gemeldet¹, wie er auch die Kränkung erfuhr, daß die Schilderungen seiner Lage als übertrieben angesehen wurden. Man darf sich daher nicht wundern, daß er gelegentlich in scharfer, auch ironischer Art sich dagegen zu wehren suchte².

Er hatte jedoch die Genugtuung, daß der preußische Gesandte bei der Hohen Pforte eine Entschädigung für die Verluste, „welche dieser achtungswerthe Mann in der uneigennützigem und ununterbrochen standhaften und würdevollen Ausübung seiner aus reinem Vaterlandsgefühl übernommenen Amtspflichten als einstweiliger Verweser des Vizekonsulates in Jassy erduldet hat“³. in Berlin erbat. Doch Wochen des Schreckens mußten noch durchgemacht werden. Infolge der allgemeinen Unsauberkeit in der Stadt drohten böse Krankheiten. Am 9. Juni äscherte ein Brand in wenigen Stunden mehr als hundert Häuser ein. „Unsere Lage ist mehr als verzweiflungsvoll. Zitternd legen wir uns schlafen und ebenso stehen wir wieder auf. Wenn es so geht, so wird man bald den Platz nicht mehr kennen wo Jassy gestanden hat. Keine Feder ist vermögend, das Jauchzen, das Hohngelächter der Teufel zu beschreiben, sobald es brennt. Mir entfällt sie aus der Hand“⁴! „Einer der frohesten Tage, die ich und sämmtliche Einwohner der Stadt Jassy seit sechzehn Monaten erlebt haben“⁵,“ war der 9. Juni, als den Janitscharen der Abzug

¹ Schreiben des Ingenieurs Margotti vom 30. April 1822. Hurmuzaki a. a. O. S. 149.

² Hurmuzaki a. a. O. S. 158f.

³ Bericht vom 10. April 1822 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, VI. 166).

⁴ Hurmuzaki a. a. O. S. 165f; Bericht vom 10. Juni 1822.

⁵ Hurmuzaki a. a. O. S. 167, Bericht vom 7. Juli 1822.

befohlen wurde. Aber rechte Ruhe trat noch nicht ein. Am 10. August wütete ein neuer Brand. „Gegenfähr dreyßig Schritte von meiner Wohnung wurde der Flamme Einhalt gethan und ich entging dadurch glücklich der mir drohenden Gefahr; dem unerachtet aber habe ich, da ich alle meine Habseligkeiten in Keller schleppen mußte, viel verloren und vieles ist zu Grunde gegangen¹.“ Auch sein Leben geriet noch zweimal in Gefahr, indem ein Türke mit einer Lanze nach ihm warf. Bald darauf sauste eine Pistolenkugel durch das Fenster, während er am Schreibtisch saß, ohne allerdings zu treffen². Im Oktober 1827 traf der neuernannte Fürst in Jassy ein, den Harte von früher her kannte, und der ihm freundlich begegnete.

Bald darauf ging die ihm bewilligte Entschädigung von 100 Talern ein, das war eine rechte Freude: „nur mit ohnmächtigen Federzügen kann ich die mich durchströmenden Gefühle des innigsten-Dankes zu erkennen geben, die ich blos zu empfinden, aber auszudrücken zu schwach bin³.“

Das Gemeindeleben hatte in dieser Schreckenszeit vollkommen geruht. Gottesdienste wurden seit dem Herbst 1821 nicht mehr abgehalten. Nur die Amtshandlungen wurden vollzogen⁴. Fanden 1820 noch zehn Trauungen statt, so war es ein Jahr später nur eine. Kirche und Pfarrhaus mußten ihrem Schicksal überlassen werden. „Ich getraue mir nicht einmahl nach dem Pfarrhause zu fahren, ohne Gefahr zu laufen, erschossen oder in Stücke zerhackt zu werden. Der Himmel erbarme sich über die Kirche, über die darin befindliche schöne Orgel und Glocke!“ Die Nebeneinnahmen aus der sonntäglichen Kollekte fielen fort, an Privatstunden war nicht zu denken, die Ersparnisse waren aufgezehrt. Nur den türkischen Behörden, die die notwendigsten Lebensmittel wie auch Holz zu Heizzwecken lieferten, war es zu danken, daß er mit seiner Familie nicht Verhungerte.

¹ Hurmuzaki a. a. O. S. 174; Bericht vom 11. August 1822.

² Hurmuzaki a. a. O. S. 175; Bericht vom 25. August 1828.

³ Schreiben vom 8. Dezember 1822 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 83, VI. 166).

⁴ Eintragung im Kirchenbuch: „Den 6. November (1821) ist der Barbara, verwitweten Pitzthum eine Tochter geboren, unehelich erzeugt mit N. N. Da dieselbe den Namen des Vaters nicht anzugeben vermochte, und das Kind in der nämlichen Nacht geboren ward, als mich die Janitscharen ausraubten, wurde es am 8-ejUSD. getauft und Elisabeth Türkenschreck genannt.“

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Das Pfarrhaus war zur Hälfte zerstört, die Gemeinde außerstande, es wiederherstellen zu lassen; so wurde es für drei Jahre einem Mieter mit der Verpflichtung zur Wiederherstellung übergeben. Harte blieb weiter in dem ihm zugewiesenen Hause wohnen.

Das gespannte Verhältnis, in dem Harte zu seinem Dragoman stand, blieb in dieser wirren Zeit nicht ohne Rückwirkung auf das Gemeindeleben.

Unter den wenigen Schriftstücken¹, die uns aus jener Zeit überkommen sind, befindet sich eine gegen ihn in Bukarest erhobene Anklage, daß er einer schwerkranken Frau die Erteilung des Abendmahls „mit groben Worten“ verweigert habe und bei einer Beerdigung erst nach „vielen Bitten mehrerer Bürger“ sich gemüßigt gesehen habe, auf dem Friedhof zu erscheinen, so daß „die Leiche auf das elendste aus der Stadt getragen werden“ mußte, wie er denn „gleich Verbrechern durch den Kirchendiener die mehresten Leichen auf den Freythof schleppen läßt und sich gleichsam seines Amtes schämt, selbst mitzugehen“, so daß „die evangelischen Begräbnisse zum Gespött aller übrigen Religionen geworden².“ Sein ganzes Benehmen der Gemeinde gegenüber sei „boshaft, rachsüchtig und unversöhnlich“, er brüste sich übermäßig, er habe keine Obrigkeit, „mit welchen Worten er die Evangelische Gemeinde zwingt, sich ganz seiner Willkür zu unterwerfen, und es ist durch ihn unsere Freude, durch unser Verwenden unsere Kirche in bestem Zustand zu sehen, ganz hingesunken, indem durch die Feindschaft des Herrn Pastors schon viele Mitglieder der Evangelischen Kirche gezwungen worden sind, ihre Religion mit der griechischen und katholischen zu verwechseln und wir unsere Kirche bald als eine Wüste werden betrachten können und den Herrn Pastor nicht als einen Seelsorger und Aufmunderer (!) in der Religion erkennen können, sondern als einen Vertilger der Evangelischen Gemeinde halten müssen.“

¹ Akten des Evang. Pfarramtes Jassy, die Berufung der Geistlichen betreffend.

² Diese Bemerkung bezieht sich wohl darauf, daß es in der griechischen Kirche Sitte ist, die Leiche, wenn sie nicht als unchristlich gelten soll, durch einen Pfarrer begleiten zu lassen, wobei je nach der sozialen Stellung des Toten ein mehr oder minder großer Umweg durch die ganze Stadt gemacht wird. Diese Sitte oder Unsitte ist auf die Angehörigen fremder Konfessionen übergegangen.

Das sind in der Tat schwere Vorwürfe. Läßt jedoch schon die Maßlosigkeit der Behauptungen an ihrer vollen Berechtigung zweifeln, so wird ihr Gewicht dadurch vermindert, daß nur sechs Personen, und meistens Frauen, unterschrieben haben, unter ihnen „Madame Raimondi“, die Gattin des Konsulatsdragomans, der Ende des Jahres 1822 abgesetzt wurde. Und diese Anklage gegen Harte fällt in das Jahr 1822.

Der Abschied.

Ende August 1825 erkrankte Harte sehr ernst. „In Zeit von vierundzwanzig Stunden wurde ich siebenmal von einem so heftigen Blutsturz befallen, daß ich über 10 Pfund Blut verlor, wodurch mein Körper und Geisteskräfte auf eine nicht zu beschreibende Art geschwächt worden sind.“ Konnte dem ärztliche Kunst allerdings Einhalt gebieten, so stellte sich doch als Folge eine schwere Wassersucht ein. „Meine Füße und mein Leib sind dergestalt angeschwollen, daß ich kaum Athem schöpfen und mich nicht von der Stelle bewegen kann¹.“ Zu diesem Unglück kam noch die Mitteilung, daß er seine ihm von der Regierung zur Verfügung gestellte Wohnung innerhalb dreier Tage zu räumen habe, widrigenfalls man ihn mit Gewalt vor die Tür setzen werde, eine Gefahr, die der aus die Nachricht von Hartes schwerer Krankheit aus Bukarest nach Jassy geeilte preußische Konsul glücklich abwenden konnte. Da der Arzt einen völligen Klimawechsel verlangte, so kam längere Beurlaubung nicht in Frage. Wenn auch der preußische Gesandte in Konstantinopel ihm die Aussicht eröffnete, daß er ihm, falls „in einer näheren oder entfernteren Zukunft veränderte Umstände mit gestärkter Gesundheit ihn wieder nach Jassy zurückführen“, „mit Vergnügen“ den bisher innegehabten Posten wieder übertragen würde², so hing Hartes Existenz doch nicht von dem unbezahlten Amt als Konsulatsverweser, sondern von der Gemeinde ab; diese aber war in den Unruhen der letzten Jahre auf 16 Familien zusammengeschmolzen, und es mußte ernstlich in Zweifel gezogen werden, ob sie bei dieser geringen Anzahl überhaupt

¹ Brief an die preußische Gesandtschaft zu Konstantinopel vom 23. September 1825 (Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81, VI. 168).

² Brief des Gesandten von Miltitz vom 11. Oktober 1825 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81 VI.167).

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

lebensfähig bleiben würde. So blieb nur die Niederlegung beider Ämter übrig. Unter Anerkennung, daß er „unveränderlich den regsten Dienstleister, den reinsten Patriotismus und bei Gelegenheit der im Jahre 1822 in Jassy herrschenden Pest und der in den Fürstenthümern stattgehabten aufrührerischen Bewegungen eine bemerkenswerte persönliche Aufopferung bethätigt, die ungetheilteste Achtung aller derjenigen Personen genossen, mit welchen seine Funktionen ihn in Berührung gebracht haben“, sah ihn die Gesandtschaft nur „mit dem lebhaftesten Bedauern aus dem von ihm so ehrenvoll bekleideten Posten scheiden¹.“

So schlug denn die Abschiedsstunde, und diese hatte ihre besonderen Bitterkeiten. „Ich habe meine ganze Hauseinrichtung um einen so erbärmlichen Preis verkaufen müssen, daß ich ohne Wehmuth nicht daran denken darf².“ Voller Sorge, ob er mit dem erzielten Erlös die weite Reise in die Heimat werde bestreiten können, erbat er von der Gesandtschaft „ein Zeugnis von den Unglücksfällen, die mich durch die Janitscharen und sonst betroffen haben. Nicht ohne Erröthen, aber doch aufrichtig gestehe ich es, daß ich von diesem Zeugnis während meiner Reise bei diesem oder jenem begüterten Edelmann (doch nur im äußersten Notfalle) Gebrauch zu machen gedenke und um eine Unterstützung zum Weiterreisen zu bitten willens bin, was ich in meinem Leben nicht gethan habe und zu thun auch nicht nöthig hatte, jetzt aber alle Delicatesse auf die Seite setzen muß, um das geliebte Vaterland noch einmal sehen zu können³.“

Am 1. Dezember in Czernowitz angelangt, bekam er drei Tage hintereinander Blutsturz und war dem Tode sehr nahe. Die Wassersucht erreichte den höchsten Grad; die Ärzte standen dem übel machtlos gegenüber; teure Medikamente verschlangen einen Teil des Reisegeldes. Trotz dieser traurigen Lage entschloß sich Harte zu einem in Galizien als Offizier stationierten Schwager zu reisen. Das Wagnis gelang; am 11. Februar 1826 kam er „zwar glücklich, aber an Körper und Geist völlig zerrüttet“ an. Mußte es ihm schon eine Beruhigung sein, Frau und Tochter für den Fall seines Todes in der Hut verwandter Menschen zu wissen, so flößte ihm selbst sorgsame ärztliche Behandlung neuen Lebensmut ein. Nach einigen Wochen konnte er

¹ Brief vom 8. November 1825 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 83, VI.165).

² 11. Oktober 1825 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 87, VI. 165).

³ Brief vom 8. November 1825 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 87, VI. 168).

wenigstens „ohne fremde Hilfe im Zimmer auf- und abgehen“. Zu seiner großen Freude bewilligte ihm das preußische Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten „in dem unserer Regierung eigenthümlichen Geist von Milde und Sorge für die im Ausland befindlichen, ihre Anhänglichkeit an das Vaterland bewährt habenden königlichen Unterthanen¹.“ eine Reisebeihilfe von 300 Talern, denen der Gesandte von Miltitz noch 45 Gulden als Geschenk für Hartes Pflgetochter hinzufügte. Bei dem raschen Zusammenschmelzen seiner Barschaft hatte Harte den Gedanken, in die Heimat gelangen zu können, fast aufgegeben; aber ihm grauste vor der Aussicht, „in Galizien eine Pfarre auf einem elenden schwäbischen Colonisten-Dorfe annehmen zu müssen, welche außer Brot und Grützsuppe weiter nicht viel abwirft.“ „Nunmehr bin ich in den Stand gesetzt meine Reise fortzusetzen und in dem geliebten Vaterland ein Stückchen Brot zu suchen, welches ich bestimmt zu finden fest überzeugt bin und die Herren Ärzte mir Hoffnung zu einer dauerhaften Genesung machen und ein langes Leben prophezeyn².“

Doch so schnell, wie Harte es sich gedacht und auch gewünscht hatte, schritt die Genesung nicht vorwärts. Zwar verschwand die Wassersucht völlig, „allein die Folgen des ungeheuren Blutverlustes werden erst jetzt in ihrer ganzen Größe sichtbar. Mein durch den Genuß der vielen Medikamente geschwächter Magen will beynahe kein Nahrungsmittel mehr aufnehmen und in meinen Füßen und Lenden habe ich eine solche mit Schmerzen verbundene Schwäche, daß ich kaum fünfzig Schritte gehen kann und mich bald der Krücken werde bedienen müssen. Das Denken und Schreiben wird mir blutsauer und wenn mich nicht der Gedanke tröstete, daß die Reise und die damit verbundene Luftveränderung meine gesunkenen Kräfte stärken würde, müßte ich verzweifeln³.“ Ob er seine Absicht, ein in Galizien gelegenes Bad aufsuchen und neben der Kur Marienbader Wasser trinken zu wollen, noch hat ausführen können, wissen wir nicht. „Das geliebte Vaterland“ hat er nicht wiedersehen können; am 24. August 1826 ist er zu Rohatyn an „Brustentzündung“ gestorben⁴.

¹ Gesandter von Miltitz an Harte, 10. Februar 1826 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, VI. 170).

² Harte an Miltitz am 23. März 1826 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, VI. 168).

³ Harte an Miltitz, 26. Juni 1826 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, VI. 170).

⁴ Mitteilungen des evangelischen Pfarramtes Lemberg.

Drittes Kapitel.

Die Amtszeit des Pfarrers Besser in Crajowa (1857—1865).

Die ersten Jahrzehnte der Gemeindegeschichte bis zum Amtsantritt des Pfarrers Besser¹.

Die drittälteste der deutsch-evangelischen Gemeinden in Alt-Rumänien ist die zu Crajowa, der „Hauptstadt der kleinen Walachei (dieser gesegneten Kornkammer des ganzen Landes), welche freundlich gelegen, dorfartig gebaut, mit ihren 30 000 Einwohnern über ein breites Gebiet sich ausdehnt².“ Über die Anfänge einer Gemeindebildung ist nur bekannt, daß schon im Jahre 1835 evangelischer Gottesdienst hier gehalten worden ist. Ihren ersten Prediger, dessen Name allerdings unbekannt ist, erhielt die Gemeinde durch den Pfarrer Schückeri aus Bukarest; er wie sein Nachfolger Karl Wolf aus Kronstadt, der im Juli 1839 sein Amt antrat, waren zu Lehrern ausgebildet worden; irgendwelche theologische Studien konnten sie nicht aufweisen. Wolf waltete seines Amtes nur zehn Monate; im Mai 1840 erkrankte er beim Baden. Schon im Juli war für ihn ein Nachfolger gleicher Vorbildung vorhanden, er hieß Martin Fredel; die an ihm beklagte Nachlässigkeit in der Amtsführung erklärt sich wohl daraus, daß die Gemeinde ihm kein Gehalt zahlte, dies vielleicht aus Mangel an Mitteln auch nicht tun konnte. Jedenfalls bestritt er seinen Lebensunterhalt aus dem Erträgnis des von seiner Frau geführten Modewarengeschäftes

Etwa gleichzeitig mit dem Amtsantritt Wolfs erhielt Schückeri von dem damaligen Landesfürsten für die Gemeinde unter der Bedingung die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses, daß keinerlei religiöse Propaganda an Andersgläubigen getrieben werde. Zum Ankauf eines kleinen Hauses ließ Schückeri im Jahre 1843 der Gemeinde 150

¹ Hierzu ist die im Pfarrarchiv lagernde Darstellung der Geschichte der Gemeinde Crajowa zu vergleichen, 1887 von Vizekonsul Burckhardt verfaßt. Sie ist auch von Mayer benutzt.

² Reisebericht des Oberpredigers Hengstenberg, Mai 1857 (Akten des Evangel. Oberkirchenrates).

Dukaten. Schon nach wenigen Monaten zahlte sie 50 Dukaten zurück, die ihr als Gnadengeschenk des Königs Friedrich Wilhelms IV. zugegangen waren.

Diese reiche und willkommene Gabe war die erste Frucht eines an das preußische Kultusministerium gerichteten Gesuches um Entsendung eines ordinierten Theologen. Fast drei Jahre lang blieb diese Bitte unbeantwortet. Da Fredel im Sommer 1845 die Stadt verließ, so veranlaßte die Gemeinde einen in Bukarest als Erzieher lebenden Ludwig Zimmermann, der Kandidat der Theologie gewesen sein soll, zur Übernahme der Pfarrstelle. Gleichzeitig mit dessen Amtsantritt lief aus Berlin die Mitteilung ein, daß infolge des früheren Gesuchs der Prediger Anton Viktor Kozlowski als Pfarrer für Crajowa bestimmt sei, zu dessen Gehalt der brandenburgische Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung auf drei Jahre je 300 Taler beizutragen sich verpflichtet habe. „Die Empfindungen der Kirchenvorsteher und der Gemeindeglieder mögen bei dem Empfange solcher Benachrichtigungen sehr gemischte gewesen sein; einerseits sahen sie sich durch Kozlowski in dem Besitze des seit langer Zeit gewünschten, zur Seelsorge nach den Satzungen der evangelischen Kirche befugten Pfarrers, dessen Gehalt für drei Jahre gesichert war; andererseits hatten sie den mit Zimmermann einige Monate zuvor abgeschlossenen Vertrag einzuhalten, wenn sie nicht wortbrüchig erscheinen und den Vorwurf auf sich laden wollten, den Letztgenannten um seine Stellung und sein Einkommen in Bukarest gebracht zu haben. Der ergriffene Ausweg, daß beide als evangelische Pfarrer hier wirken sollten, konnte unmöglich von langer Dauer sein, weil die Gemeinde für zwei Pfarrer zu klein war. Pfarrer Kozlowski, der im Anfang Oktober 1846 hier anlangte und nach seinen eigenen Angaben freundlich aufgenommen worden ist, hatte zwar anfänglich eingewilligt, mit Zimmermann gemeinschaftlich zu wirken (wenigstens wird dies von dem Vorstände behauptet), bald jedoch seine Ansicht geändert und sich nach Bukarest begeben¹.“ So blieb Zimmermann zunächst Alleinherrscher; er legte jedoch seines geringen Gehaltes wegen bald sein Amt nieder und Kozlowski kehrte nach Crajowa zurück. Einige Zeit darauf verheiratete sich Zimmermann; um die Trauung nicht von dem schließlichen Sieger in dem Kampfe um das Pfarramt

¹ Handschriftliche Gemeindegeschichte S. 11f.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

vollziehen lassen zu müssen, trat die Braut zur katholischen Kirche über, und in dieser fand die Eheschließung statt. Zimmermann soll einige Zeit darauf als Selbstmörder geendet haben. Kozlowski vermochte keine rechte Fühlung mit der Gemeinde zu gewinnen; „nach Verlauf von kaum drei Jahren zog er sich, an der Lösung seiner Aufgabe selbst verzweifelnd, zurück, und die Gemeinde blieb wieder sich selbst überlassen¹.“

Von August 1849 an blieb die Pfarrstelle unbesetzt, bis im Februar 1852 der kurz zuvor in Bukarest seines Amtes entsetzte Pfarrer Johann Baumann erschien, „nach elfjähriger treuer Dienstleistung allhier versetzt“, wie er in das Kirchenbuch einzutragen beliebte. Das preußische Generalkonsulat verbot jedoch den ihm unterstellten Staatsangehörigen den Anschluß an eine von Baumann geleitete Gemeinde, widrigenfalls die von diesem vollzogenen Amtshandlungen als ungültig erklärt würden. Im November 1852 kam der Generalkonsul von Meusebach in Begleitung des Pfarrers Neumeisters nach Crajowa, ohne von Baumanns Anwesenheit auch nur die geringste Notiz zu nehmen. Im Anschluß an einen Gottesdienst, zu dem der Gouverneur einen Saal im Gerichtsgebäude zur Verfügung stellte, fand eine Gemeindeversammlung statt, die einen neuen Vorstand wählte und mit Pfarrer Neumeister einen mehrmaligen Besuch im Jahre ausmachte. So verlor Baumann allen Boden unter den Füßen, packte seine Koffer und reiste ab.

Neumeister konnte seine Besuche nicht so häufig ausführen, wie beabsichtigt worden war. Er plante daher die Anstellung eines Reisepredigers für die „Kleine Walachei“ mit dem Sitz in Crajowa; doch der Krimkrieg ließ diesen Plan nicht zum Reifen kommen. So nahm die Gemeinde ihr Schicksal aufs neue selbst in die Hand. In der Nähe von Crajowa war ein älterer, aus Mecklenburg stammender Kandidat der Theologie als Hauslehrer tätig gewesen; er hatte sich mit seinem Prinzipal entzweit, und man glaubte nun die Gelegenheit zu haben, einen Geistlichen gewinnen zu können. „Bald aber kam die arme Gemeinde dahinter, daß sie einen unnützen gedungen hatte, ein verkommenes, liederliches Subjekt, das öfters, wenn es morgens den Talar getragen hatte, abends in trunkenem Zustande heimgetragen

¹ Bericht des Generalkonsuls von Meusebach vom 10. März 1853 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, XI. 43).

werden mußte².“ Diese Episode fiel in das Jahr 1855. Während in der Folgezeit vom Evangelischen Oberkirchenrat Verhandlungen mit verschiedenen jungen Theologen wegen Übernahme dieser Pfarrstelle stattfanden, kam im Mai 1857 der Oberprediger Hengstenberg, von Neumeister begleitet, nach Crajowa. Bei seinem Zusammensein mit der Gemeinde empfand er „nichts als die schmerzliche Wehmuth, das tiefste Mitgefühl mit unsern armen hülflosen Brüdern¹“. Ihm verdankt die Gemeinde die Gesundung der Verhältnisse, die durch die Entsendung des Pfarrers Besser eintrat.

Der Anfang.

Friedrich Besser, am 25. Dezember 1825 zu Tiefenfurt (Kreis Bunzlau) geboren, war von mittelgroßer, untersetzter Statut. Eine hohe Stirn, voller Haarwuchs und auffallend große blaue Augen machten seine Erscheinung überaus eindrucksvoll. Sein Vater, ein streng religiöser Mann, der nie das Tischgebet vergaß, war Hufnagelschmied, der seine Fabrikate, zu Fuß ganz Deutschland durchwandernd, verkaufte. Nach Besuch des Gymnasiums zu Görlitz, das er 1846 verließ², und nach Universitätsstudien zu Breslau und Berlin war er mehrere Jahre hindurch Hauslehrer und begann seine pfarramtliche Tätigkeit als Vikar in Tiefhartmannsdorf und GroßStrehlitz (Schlesien). Obwohl er im Sommer 1857 begründete Aussicht hatte, als Pfarrer nach Gäbersdorf bei Striegau gewählt zu werden, sah er die an ihn von Oberprediger Hengstenberg ergangene Aufforderung, die neu zu begründende Pfarrstelle in Crajowa zu übernehmen, als eine ihm von Gott auferlegte Pflicht an. Die Hoffnung, bald einen Hausstand begründen zu können – er stand kurz vor der Verlobung –, gab er zunächst auf, um sich erst an Ort und Stelle zu vergewissern, ob es möglich sein würde, in Crajowa mit einer Familie zu leben. Das ihm übertragene Amt übernahm er mit dem Gelöbniß, „alle Kräfte daranzusetzen, um es den Ordnungen der evangelischen Landeskirche Preußens gemäß zur Ehre Gottes und zum Segen der Ge-

² Bericht des Oberpredigers Hengstenberg

¹ Bericht des Oberpredigers Hengstenberg an den Oberkirchenrat.

² Dr. Sieg, Gymnasium Augustum zu Görlitz. Die Abiturienten seit 1815. Ein Beitrag zur Geschichte der Anstalt. 1919, S. 20.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

meinde zu verwalten³. Die Abreise verzögerte sich bis zum 19. Oktober 1857, da der Gemeindevorstand erst für Anfang November eine bisherige Gastwirtschaft für Gottesdienst und Pfarrwohnung an Stelle des alten, abgelegenen und „in kläglichstem Zustande befindlichen“ Gemeindehauses mieten konnte. Die erste Station war Wien. Nach eintägigem Aufenthalt ging die Fahrt zu Schiff bis Budapest. Den ersten Sonntag auf der Reise verlebte er in Belgrad, und der folgende Tag brachte ihn bis Orschowa, an der ungarisch-rumänischen Grenze gelegen. Den ihm hier durch den Fahrplan auferlegten unfreiwilligen Ruhetag benutzte er zu einer Fahrt nach der ersten auf rumänischem Boden gelegenen Stadt Turn-Severin, um die dortigen, ebenfalls seiner Fürsorge anvertrauten Evangelischen aufzusuchen. Obwohl von hier bis Crajowa nur noch etwa 120 Kilometer zurückzulegen waren, so mußte Besser doch, dem wohlbegründeten Wunsche des Oberkirchenrats entsprechend, nach Orschowa zurückkehren, um zu Schiff die Reise nach Giurgiu fortzusetzen, von wo in einer eintägigen Wagenfahrt Bukarest erreicht wurde. Persönliche Besprechungen sowohl mit dem Generalkonsul von Meusebach als auch mit Pfarrer Neumeister sollten ihm einen möglichst genauen Einblick in die Verhältnisse seines neuen Arbeitsfeldes verschaffen. Zu seinem Amtsbruder stellten sich rasch herzliche Beziehungen her. „zu dem Bruder Besser fühle ich mich aber auch wirklich wie zu einem Bruder im engsten Sinne des Wortes hingezogen; vereint er doch ja reiche Kenntnisse mit Bescheidenheit und Frömmigkeit, Herzengüte mit Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters in seiner lieben Persönlichkeit¹.“ In Begleitung Neumeisters trat Besser am Donnerstag, dem 5. November, nachmittags die Fahrt nach Crajowa an, zu der der Generalkonsul die kostenlose Stellung von Postpferden von der Regierung erwirkt hatte. Waren die bisherigen Tage voll köstlichen Herbstsonnenscheins gewesen, so setzte in der Stunde der Abfahrt ein leiser Regen ein, der sich allmählich zu einem Wolkenbruch steigerte, so daß gegen Abend die Weiterfahrt fraglich wurde. Trotzdem wurde sie versucht, und Schritt für Schritt suchten die Pferde in der völligen Dunkelheit vorwärtszukommen, wobei der Wagen auf dem schlüpfrigen Wege bedenklich hin und her schwankte, bis schließlich der eine Postillon in der Finsternis verschwand,

³ Schreiben an den Oberkirchenrat vom 7. August 1857.

¹ Neumeister an Oberprediger Hengstenberg am 16. November 1857.

weil er keine Lust hatte, bei einem derartigen Wetter Dienst zu tun. Es blieb nichts anderes übrig, als nach der nächstgelegenen Poststation zurückzukehren. Der nächste Morgen brachte nicht die geringste Änderung des Wetters, und langsamer, als die Sehnsucht Bessers, endlich an Ort und Stelle zu kommen, es wünschte, wurde die Fahrt fortgesetzt. Der dritte Tag brachte endlich wieder klaren und heiteren Himmel, und mit sinkender Sonne kamen die Reisenden an ihr Ziel.

Der Einführungsgottesdienst fand noch in dem alten Bethause, dessen Bestimmung nur aus dem auf dem Schindeldach angebrachten hölzernen Kreuz erkenntlich war, statt. Nach den bisher mit den Geistlichen gemachten Erfahrungen kam die Gemeinde dem neuen Pfarrer nicht mit großer Wärme entgegen; „nur neugierig oder zweifelnd und mißtrauisch forschend sah man mich von ferne an¹“. Neumeisters Ansprache gründete sich auf Hebräer 10,35: „Werfet Euer Vertrauen nicht weg.“ „Durauf begrüßte Herr Pfarrer Besser in einer rührenden Ansprache zunächst seine neue Gemeinde mit dem apostolischen Gruße: ‚Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Euch‘ erläuterte sodann in kurzen bündigen Worten den Sinn dieses Grußes und wies darauf hin, daß mit dem Wachstum in den drei Stücken, welche dieser Gruß enthalte, nothwendig auch das Vertrauen zwischen Pfarrer und Gemeinde, wovon in der vorhergegangenen Rede gesprochen worden war, wachsen müsse. Nachdem er besonders hervorgehoben und gebeten hatte, daß die Gemeinde namentlich dann, wenn das Wort Gottes, welches zu verkündigen er gekommen sei, in seinem Munde zum zweischneidigen Schwerdte werden müsse, ihr Vertrauen nicht wegwerfen möge, schloß er seine Rede mit einem inbrünstigen Gebete um Gottes Beistand und Segen zu seinem Wirken. Die Gemüther aller Anwesenden waren sichtlich tief ergriffen².“

Während Besser „auf alle seine Crajowaner Glaubensgenossen den besten, günstigsten Eindruck machte³“, war ihm selbst „bange bis zum Verzagen“; doch „die Erinnerung daran, daß es gut ist, sich nicht auf Menschen zu verlassen, wohl aber auf den Herrn zu

¹ Reisebericht Bessers vom 30. November 1857.

² Bericht Neumeisters über die Einführung an den Evang. Oberkirchenrat vom 13. November 1857.

³ Ebenda.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

vertrauen, auf den, der da gesagt hat: Ich will Dich nicht verlassen noch versäumen, erfüllte mich mit neuer Zuversicht und wird mein Stecken und Stab sein wider alle Fährlichkeiten, Versuchungen und Hindernisse, die an mich herantreten¹“.

Unter dem tiefen Eindrucke dieser Feier dankte der Gemeindevorstand dem Oberkirchenrat für die Entsendung Bessers, „weil die trostreiche Hoffnung zurückgegeben sei, unsere Gemeinde werde sich nun doch noch aus ihrem tiefen Verfall wiedererheben und zu einer rechten christlichen Gemeinde, zu einer Behausung Gottes im Geiste emporwachsen²“.

Arbeit und Mühe.

Am 15. November fand mit dem ersten regelmäßigen Gottesdienst die Einweihung des in aller Eile notdürftig hergerichteten neuen Betzsaales, der etwa sechzig Personen faßte, statt. So kam auch rein äußerlich zum Ausdruck, daß ein neuer Abschnitt in der Gemeindegeschichte begonnen hatte.

Die erste Aufgabe des Pfarrers war, in den ungewohnten Verhältnissen heimisch und mit den Gemeindegliedern bekannt zu werden. Beides wurde durch Hausbesuche bei allen weit in der Stadt zerstreut lebenden Evangelischen erreicht, wobei es sich herausstellte, daß die Gemeinde bei weitem nicht so zahlreich war, wie man bisher angenommen hatte. In einem auf Grund eigener Beobachtungen aufgestellten und seiner vorgesetzten Behörde später vorgelegten Verzeichnis konnte Besser von fast jeder Familie eine kurze Charakteristik geben. Besonders ausführlich berichtete er über Lebensgang und Eigenart jedes einzelnen der Kirchenvorsteher. Außer einigen wenigen, den „besseren« Ständen angehörigen Familien von Apothekern, Sprach- und Musiklehrern (unter diesen ein ehemaliger Schwager Omer Paschas) bestand die Gemeinde aus Handwerkern, die zum Teil sich in guter wirtschaftlicher Lage befanden, da ihre Arbeit meist höher als in der Heimat bezahlt wurde, was bei den geringen Kosten der Lebenshaltung doppelt und dreifach ins Gewicht fiel.

¹ Reisebericht Bessers vom 30. November 1857.

² Brief vom 28. November 1857.

Durch diese persönliche Fühlungnahme überwand Besser den Rest des Mißtrauens, „mit welchem man mir hier begegnete, und das mich tief bekümmerte, sowenig ich mich im Hinblick auf die früheren, noch in sehr lebendigen Andenken stehenden Träger des geistlichen Amtes in dieser Gemeinde darüber verwundern konnte¹“. Die Folge davon war, daß eine Anzahl von Gemeindegliedern aus eigenem Antrieb den Betsaal durch zwei Ölbilder, eine Kanzel mit Bekleidung, Leuchter und verschiedene Altardecken würdig ausschmückte und auch Schulbänke geschenkt wurden. Für die Arbeit an und in der Gemeinde waren die Linien vorgezeichnet: Gottesdienst, Amtshandlungen und Schule. Allein jede dieser Betätigungen barg ihre Schwierigkeiten in sich. Es fehlte an jeder Tradition. Dies trat besonders störend bei den Gottesdiensten in Erscheinung. Die Responsorien der Liturgie mußten vom Pfarrer gelesen werden, und um den gemeinsamen Gesang war es übel bestellt. „Es ist in dieser Beziehung fast ein Glück zu nennen, daß die Gemeinde in dem langen Zwischenraum die allermeisten Melodien völlig vergessen hat; das ersehe ich aus dem Durcheinander der zwei oder drei Melodien, die noch einigermaßen bekannt sind. Freilich zwingt mich dieser Mangel, auch jeden Ton der Melodie mitzusingen, weil die Gemeinde ganz und gar mir folgt und der Gesang auf der Stelle stockt, sobald ich schweige. Ich höre es, sie strengen sich an, mich zu unterstützen: aber je eifriger sie es thun, desto lauter muß ich singen, um die Melodie hören zu lassen. So komme ich denn nach dem Gesange des Hauptliedes, d. h. der ersten drei bis fünf Verse desselben, in der Regel schon ein wenig erschöpft auf die Kanzel².“

Bei Beerdigungen war es landesüblich, die Leiche im offenen Sarge in der ganzen Stadt wie zur Parade herumzufahren. Besser erklärte mit aller Entschiedenheit, diese Unsitte nicht mitzumachen, widrigenfalls er seine Mitwirkung ablehnen müßte. Er setzte seinen Willen durch und hatte bald darauf die Genugtuung, daß auch der katholische Geistliche seinem Beispiele folgte. Für die Schule, die am 16. November begann, fehlten alle und jede Vorbedingungen. „Es erschienen 2 Kinder, ein 11jähriger Knabe und ein 10jähriges Mädchen. Beide hatten bis dahin die katholische Schule besucht. Acht Tage später trat ein zweites, schon 14jähriges Mädchen hinzu. Am

¹ Bericht vom 18. März 1858.

² Bericht Bessers an den Oberkirchenrat vom 18. März 1858.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

ersten Dezember brachte mir ein katholischer Vater seinen neunjährigen Sohn. Bis Weihnachten stieg die Zahl der Schüler auf acht; jetzt beträgt dieselbe 15, 11 Knaben und 4 Mädchen. Unter den 11 evangelischen Kindern befinden sich jedoch zwei, die das schulpflichtige Alter, d. h. 14 Jahr bereits überschritten haben. Ich gestehe, daß ich mich nach einem stärkeren Zuwachs vorläufig nicht sehne, da der so sehr verschiedene Grad von Kenntnissen, welchen die Kinder mitbrachten, mich schon jetzt zwingt, meine Tätigkeit und Aufmerksamkeit fast allzusehr zu zersplittern, und der Zustand meiner Schule bis jetzt überhaupt noch ein wahrhaft chaotischer ist. An die Feststellung eines Lehrplanes werde ich noch lange nicht denken können, und selbst einen Stundenplan fest einzuhalten, ist beinahe unmöglich, da in der ganzen großen Stadt nur eine einzige Uhr vorhanden ist, welche die Stunden angibt, und diese kaum weiter als auf 200 Schritt hörbar ist. Ein Kind kommt um $\frac{1}{2}$ 8, das andere um $\frac{1}{2}$ 9 und jedes entschuldigt sich damit, daß es zu Hause eben 8 Uhr sei .. Ich ertheile den Unterricht jetzt noch in wöchentlich 17 Stunden; erst von Ostern ab werde ich 20 Stunden für denselben verwenden. Montag, Mittwoch und Freitag beginnt der Unterricht früh um 8, an den beiden anderen Tagen um 9 Uhr¹. Die Gegenstände sind: biblische Geschichte des N. T., Lesen, Schreiben, theils Schön-, theils Rechtschreiben und Kopfrechnen. Die Unwissenheit in der Religion, welche ich bei sämtlichen Kindern vorfand, war im vollen Sinne des Wortes heidnischer Art. Ich wollte mit dem Katechismus beginnen und gab ihnen zunächst das 1te Hauptstück zum Auswendiglernen auf. Allein als ich erfuhr, daß ihnen der Name Gottes ziemlich fremd, der Name Jesu aber völlig unbekannt war, da legte ich den Katechismus sogleich bei Seite und begann die biblische Geschichte des N. T. Ich bestimmte für dieselbe 4 Stunden wöchentlich, und zwar die Anfangsstunden. Die Schule beginnt mit einem von mir gesprochenem Gebete, auf welches der Wochenspruch folgt, den ich mir Freitags von jedem Kinde einzeln hersagen lasse. Dann erzählen mir einige von den 8 Schülern, welche gewissermaßen die erste Abtheilung bilden, den ausgegebenen Abschnitt. Ich habe ihnen zu diesem Behufe die bekannte Calwer Sammlung in die Hand gegeben, von welchen ich 12 Exemplare in dem hiesigen Kircheninventare vorfand. Dann muß eines der Kinder den neuen Abschnitt vorlesen,

¹ Der Sonnabend war schulfrei.

wobei ich die allerunentbehrlichsten Wort- und Sacherklärungen anknüpfte, und nun erst erzähle ich ihnen selbst die Geschichte, ohne Unterbrechung, noch einmal mündlich. An eine weitere Ausbeutung kann ich vorläufig nicht denken. Die ganze Behandlung der biblischen Geschichte ist also wenig von der verschieden, welche man bei uns in der untersten Klasse anwendet. Doch habe ich Ursache, gerade hier mit dem Fleiße und der Aufmerksamkeit der Kinder, und in Folge dessen mit ihren Fortschritten ziemlich zufrieden zu sein. Wir stehen jetzt bereits bei der Leidensgeschichte des Herrn, und ich darf hoffen damit für den nach Ostern beginnenden Katechismusunterricht wenigstens eine schwache Basis herbeigeschafft zu haben. Die übrigen 7 Kinder, welche die 2te Abtheilung bilden, hören nur zu. Hieran knüpfen sich für die 1te Abtheilung die Leseübungen. Ich bedauere sehr, daß ich bis jetzt keine Möglichkeit sehe, auch einigen Gesangunterricht geben zu können, weil dazu ein Instrument ganz unentbehrlich ist. Ich sehe wohl, daß bisher nur die allerersten und rohesten Anfänge mit der Gründung einer deutsch-evangelischen Schule gemacht sind. Aber ich fürchte, es wird mehr als zwei Jahre darüber vergehen, bevor diese Schule auch nur den mildesten Anforderungen entspricht, die man in der Heimath an eine solche zu stellen gewöhnt ist.“ „Die Art und Weise, mit der ich mit den Kindern umzugehen pflege, will mir oft selbst zu naturwüchsig vorkommen. Es ist wohl möglich, daß das Natürliche und Ungezwungene darin auch seine gute Früchte hat¹.“

Fast noch schwerer als die Arbeit in der Schule war der Konfirmandenunterricht, der am 1. November mit 7 Konfirmanden begann, „2 von 21, 2 von 19, 2 von 16 und 1 von 14 Jahren. Sechs von ihnen waren nicht des Lesens soweit kundig, um während desselben den Inhalt des Gelesenen auffassen zu können. Von irgend einer religiösen Erkenntnis war bei keinem auch nur eine Spur vorhanden. Keines besaß eine Bibel; der Name des Katechismus war ihnen so unbekannt, daß es ihnen schwer wurde, denselben auszusprechen. Ich muß mich bemühen, ihnen den Wort- und Sachinhalt des Katechismus verständlich zu machen und so nahe als möglich ans Herz zu legen. Sprüche und Lieder auswendig zu lernen, kann ich kaum verlangen; es fällt ihnen zu schwer, ich muß mich damit begnügen,

¹ Bericht vom 18. März 1858.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

wenn sie nur kommen und wenigstens die 5 Hauptstücke dem Buchstaben nach ziemlich inne haben. Um es ihnen so bequem als möglich zu machen, habe ich mehrfach mit den Stunden wechseln müssen und ertheile ihnen nun den Unterricht seit einiger Zeit Sonntags Nachmittags in 2—3 Stunden und Mittwochs früh um 8 Uhr in einer Stunde¹.“

In erfreulichem Gegensatz zu dieser die Kräfte auf das Äußerste anspannenden Mühe stand die Einfachheit in der Verwaltung der Gemeinde. Denn außer der Einziehung der Beiträge und der Leistung notwendiger Zahlungen war nichts zu verwalten. Besser hat, den ihm von dem Generalkonsul von Meusebach gegebenen Rat befolgend, an der Organisation der Gemeinde bei seinem Amtsantritt nichts geändert, obwohl er die moralische und sachliche Eignung einzelner Kirchenvorsteher in Zweifel ziehen mußte. Zwar war der Zustand, der sich im Laufe der Jahre herausgebildet hatte, streng genommen, ein ungesetzlicher. Es standen noch die im November 1852 geschaffenen provisorischen Statuten in Kraft, und die dreijährige Amtsdauer der damals gewählten sieben Vorsteher war längst abgelaufen. Zudem war der Vorstand nicht mehr vollzählig, da ein Mitglied im Laufe der Jahre verzogen war, und schließlich mußte ernstlich die Frage aufgeworfen werden, ob für die Bedürfnisse der kleinen Gemeinde ein siebenköpfiger Vorstand überhaupt am Platze sei. Besser hätte mit einer sofortigen Umbildung des Vorstandes nur Unfrieden geschaffen, da die Kirchenvorsteher, die jahrelang ohne einen Pfarrer die Gemeinde geleitet und diese wenigstens vor dem Auseinanderlaufen bewahrt hatten, ein starkes Gefühl ihrer Würde besaßen und durch Kenntnis der Landessprache und Beziehungen zu den Behörden dem neu angekommenen Pfarrer einfach unentbehrlich waren.

So wurde das Provisorium stillschweigend verlängert. Der neue Pfarrer hatte auch dringendere Sorgen und Aufgaben. Der rechte evangelische Gemeindegeist mußte erst geweckt werden; dann würde sich die Form der Verwaltung schon finden. „Es ist der Geist, der sich das Haus erbaut.“ Erst im Januar 1861 wurden neue Satzungen gegeben und ein vierköpfiger Vorstand gewählt.

¹ Bericht vom 18. März 1858.

Die erste und eigentlich einzige Aufgabe von größerer Tragweite, die der Kirchenvorstand zu lösen hatte, war die weitere Verwendung des alten Gemeindehauses. Eine Vermietung war nur nach vorangegangener gründlicher Wiederherstellung möglich, aber dazu fehlten die nötigen Mittel; dazu reichte auch die zu diesem Zwecke durch Vermittelung des Pfarrers Neumeister überwiesene Liebesgabe von 25 Dukaten nicht aus. So beschloß man, es in dem Zustand, in welchem es sich befand, zu verkaufen und mit dem erzielten Erlöse – 120 Dukaten – ein kleines Kapital zu begründen, dem die erwähnte Spende hinzugefügt wurde. Da die landesüblichen Zinsen 10 Prozent betragen, so konnte man, wenn Zins auf Zinseszins gelegt würde, ein rasches Anwachsen des Kapitals erwarten. Allerdings wurden auch Stimmen laut, die den Erwerb eines Platzes zum Bau von Kirche, Pfarrhaus und Schule befürworteten. Allein Besser gehörte nicht zu jenen Leuten, die um jeden Preis bauen müssen, um sich ein Denkmal setzen. *aere perennius* zu Er sah vorerst keine Notwendigkeit dazu, „da jede, besonders aber eine so kleine Gemeinde wohl ohne Kirche und Pfarrhaus, aber nicht ohne einen eigenen Geistlichen bestehen kann“. „Ein Lokal für den Gottesdienst muß allerdings beschafft werden, aber es ist durchaus nicht nöthig, daß dies ein besonderes Gebäude, eine Kirche sei. Folglich ist der Bau einer Kirche, solange die Existenz des Geistlichen nicht sichergestellt ist, auch nicht das Erste und Wesentlichste, wofür wir Sorge tragen müßten¹.“ Besser verkannte dabei durchaus nicht, „wie förderlich der Besitz eines unbeweglichen Eigenthums für die Befestigung unseres Kirchenwesens sein würde, da ein gemeinsames Besitzthum zugleich immer ein gemeinsames Band ist und die Nothwendigkeit, die gelockerten Bande dieser Gemeinde auf jede gottgefällige Weise wieder fester zu knüpfen, nur allzu deutlich in die Augen springt.“

Im Frühjahr 1858 verstarb ein in Crajowa wohnhafter, aus Rheinbayern gebürtiger Arzt und hinterließ der Gemeinde testamentarisch außer seinen Möbeln die Summe von 50 Dukaten; Besser sah darin einen Beweis, daß „es Gottes guter und gnädiger Wille sei, daß hier ein evangelisches Kirchensystem begründet werde²“. Daraus ergab sich gebieterisch die Nothwendigkeit, die Existenzmöglichkeiten eines Geistlichen zu schaffen und diese von den Zuschüssen aus der

¹ Bericht vom 16. Mai 1858.

² Bericht vom 16. Mai 1858.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Heimat unabhängig zu machen. So wurde das kleine Kapital, das schon so erfreulich zugenommen hatte, als Pfarrdotationsfonds mit der Bestimmung festgelegt, es bis zur Höhe von 1000 Dukaten anwachsen zu lassen, damit die Zinsen den Gegenwert der vorläufig noch benötigten Gehaltszuschüsse erreichen und die Gemeinde in Bezug auf die Besoldung ihres Pfarrers unabhängig machen sollten.

Bei seiner anstrengenden Tätigkeit wohnte Besser in den düftigsten Verhältnissen. Das bei seinem Amtsantritt gemietete Haus enthielt außer dem Betsaal ein Zimmer, das als Wohn-, Arbeits- und Schlafräum diente; ihm schloß sich eine Kammer zur Aufbewahrung der Koffer und des Feuerungsmaterials sowie eine Küche an. „Die unmittelbar daran stoßenden Pferdeställe der Feuerwehr – die Wände sind so dünn, daß ich des Nachts die Pferde fressen und schlucken höre – machen namentlich meine Wohnstube so feucht, daß ich mir wohl zum Theil in Folge davon seit Mitte Juni ein Halsübel zugezogen habe, das zwar nicht bedeutend zu sein scheint, aber doch nicht weichen will und mich ein wenig am Sprechen und Singen hindert¹.“ Sich nach einem andern, gesündern Hause umzusehen, tat auch schon deswegen not, weil namentlich im Sommer „die außerordentliche Hitze es besonders den Frauen fast unmöglich macht, auch nur eine Stunde in dem kleinen niedrigen Saale auszuhalten, selbst wenn die Fenster die ganze Nacht hindurch offen gestanden hatten².“ Doch so eifrig die Mitglieder des Kirchenvorstandes Umschau hielten und so oft auch sich eine greifbare Aussicht auf Miete oder Ankauf eines den Bedürfnissen entsprechenden Hauses bot, immer wieder zerschlugen sich die eingeleiteten Verhandlungen. Ohne ein Wort des Unmutes blieb Besser in seiner feuchten, ungesunden Wohnung.

Viel Überwindung kostete es ihm, in den Wunsch der Gemeinde einzuwilligen, die christlichen Feste nach den im Lande gebräuchlichen julianischen Kalendern zu feiern, also 12 Tage später als in der Heimat, da erst dann für die Handwerker und Gewerbetreibenden Ruhetage möglich waren. „Ich kann es nicht verschweigen, daß das Gefühl, von der Heimath getrennt zu sein, nie lebendiger und nie schmerzlicher in mir war, als an dem Tage, wo ich wußte, daß daheim zahllose, festlich geschmückte Schaaren zu dem schönen

¹ Brief Bessers an Oberprediger Hengstenberg vom 30. Aug. 1858.

² Bericht vom 2. November 1859.

Gottesdienste des Herrn hinwallten, um die fröhlichste Botschaft zu vernehmen, die unter uns Menschen je verkündigt worden ist“ während ich hier genöthigt war, das ABC und die Elemente des Rechnens zu lehren; und hätte ich nicht am 6. Januar trotz der bereits sehr empfindlichen Kälte unsern kleinen Betsaal von evangelischen, katholischen und griechischen Christen wirklich gefüllt vor mir gesehen, so würde das Wort des Engels: ‚Siehe, ich verkündige euch große Freude‘ an diesem Tage vielleicht doch nicht mächtig genug gewesen sein, um das Gefühl des Alleinstehens in mir gänzlich zurückdrängen, und das theure Evangelium aus ganzem Herzen verkündigen zu können¹.“

Im Sommer 1858 winkten ihm die ersten Ferien. Besser benutzte sie, um die in einzelnen Städten der „Kleinen Walachei“ lebenden Evangelischen aufzusuchen und einen kurzen Abstecher nach Siebenbürgen zu machen. So erfrischend die neuen Eindrücke waren – er reiste durch den Roten-Turm-Paß –, so wenig erfüllte sich die Hoffnung, das durch die schlechte Wohnung entstandene Halsübel zu verlieren. „Nachdem ich fast drei Monate lang tüchtig geheizt und dadurch die Feuchtigkeit des Zimmers nahezu gedämpft habe, scheint das Übel im Verschwinden begriffen zu sein².“ Nur in Turnu-Severin ergab sich die Notwendigkeit einer Gemeindebildung; die Stadt befand sich in erfreulichem Aufschwung, da durch den Bau einer Werft Beamte, Werkmeister und Arbeiter aus Deutschland und Österreich dorthin übersiedelten. Dieser Gemeinde galt dann für die Zukunft seine besondere Fürsorge; sie wurde 1861 als Filiale von Crajowa konstituiert, und Besser hat sie nach Kräften gefördert. „Was die sogenannten Spesen anbetrifft, so werden sich dieselben jedenfalls so niedrig stellen, daß Sie nicht genöthigt sind, sich darüber große Sorge zu machen. Ich verzichte nicht allein auf jede Entschädigung für meine persönliche Mühewaltung, sondern bin auch gern bereit, die Kosten meines Aufenthaltes in Turnu aus eigenen Mitteln zu bestreiten, so wie ich der Gemeinde etwa die Hälfte des Fahrgeldes für die Hin- und Rückreise ersparen zu können hoffe³.“

¹ Bericht vom 21. März 1858.

² Bericht vom 21. Januar 1859.

³ Brief an den Gemeindevorstand in Turnu-Severin vom 17. März 1861.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Der von Pfarrer Besser angeregte Gedanke, in Crajowa einen Pfarrdotationsfond zu schaffen, fand bei dem Oberkirchenrat und Gustav-Adolf-Verein verständnisvolle Förderung. Im Jahre 1860 erhielt die Gemeinde die Liebesgabe des Brandenburgischen Hauptvereins in Höhe von 375 Talern. Aber das Anwachsen des Kapitals ging Besser noch nicht schnell genug. Es ist, als wenn sich seiner eine leise Unruhe zu bemächtigen anfing. Er scheute vor keinem persönlichen Opfer zurück, um das angefangene Werk so rasch als möglich vollendet zu sehen. Er schlug vor, der Gustav-Adolf-Verein solle die für Crajowa bestimmten Gelder auf zwei Jahre vorausbezahlen, und die Summe sollte unverkürzt zum Kapital geschlagen werden. Er war entschlossen, die „persönlichen Bedürfnisse in den nächsten zwei Jahren soweit einzuschränken, daß ich mit dem Ertrag des Schulgeldes, der Stolgebühren und etwa einer Privatstunde monatlich auszukommen vermöchte¹“. Dieser Vorschlag wurde natürlich nicht genehmigt; der Zentralvorstand spendete 1000 Taler, denen der Oberkirchenrat noch 500 Taler hinzufügte. So hatte das Kapital im Jahre 1863 die Höhe von 900 Dukaten erreicht, und nun wurde in der Gemeinde eine Sammlung veranstaltet, die die restlichen 100 Dukaten aufbringen sollte. Besser überwies ihr den Ertrag seiner Privatstunden in Höhe von 120 Franks. Und gleichzeitig war es möglich, eine bessere und gesunde Wohnung zu finden.

So war die große Aufgabe vollendet und nun konnte der Zentralvorstand die bisher für Crajowa bewilligten Gehaltszuschüsse für die Besoldung eines Pfarrers in Turnu-Severin bestimmen, der im Sommer 1863 sein Amt dort antrat².

Von außerordentlicher Wichtigkeit war es, daß der Oberkirchenrat Konferenzen für die im Gebiet der unteren Donau tätigen Pfarrer einrichtete, deren erste 1860 zu Galatz stattfand und bei der Besser ein Referat über die Rede des Stephanus (Apostelgeschichte 7) hielt, das durch seine Gründlichkeit tiefen Eindruck machte. Eine zweite Konferenz fand 1861 in Jassy statt.

¹ Bericht vom 27. Januar 1860.

² Es war Oskar von Kretschmann, ein Onkel der bekannten sozialistischen Schriftstellerin Lily Braun.

Bald nach dieser trat Besser den ersten und einzigen Heimaturlaub an, den er in den sieben Jahren seiner Diasporatätigkeit genießen konnte. Ob er die Erwählte seines Herzens wiedergesehen hat? Ob er die alte schmerzliche Erfahrung gemacht hat – „sie hat einen andern genommen“ – wir können es nicht mit Bestimmtheit sagen. Die von ihm einst „herzlich ersehnte“ Verlobung ist nur eine schöne Hoffnung gewesen, der keine Erfüllung beschieden war. Besser ist unvermählt geblieben.

Dunkle Schatten.

Tag reihte sich an Tag, und jeder von ihnen hatte seine eigene Plage. Der Schulunterricht mit seiner ermüdenden Kleinarbeit – Besser mußte an manchen Tagen dreißig- bis vierzig mal die Griffel und Bleistifte spitzen – erforderte eine stets erneute Selbstüberwindung, und die Vorbereitung der Konfirmanden unterschied sich in wenig oder nichts von der Tätigkeit in der Schule. Während diese stille treue Kleinarbeit allmählich ihre Früchte zu zeitigen begann, quälte sich Besser während der vielen einsamen Stunden in seinem bescheidenen Heim mit der Frage nach der Zukunft der Gemeinde. Er gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß mit der finanziellen Sicherstellung der Gemeinde und der Möglichkeit, dauernd einen Geistlichen besolden zu können, nur das Gerüst aufgerichtet sei, mit dessen Hilfe sich die Gemeinde auf dem Grundstein des Evangeliums aufbauen könne. Das eigentliche Wesentliche und Wichtige sei und bleibe das „Wachstum in der Heiligung“¹. Nur dadurch könne der einzelne wie die Gesamtheit stark genug werden, um den Lockungen und Gefahren der Umwelt Trotz bieten zu können.

Wo aber glaubte Besser derartige Gefahren zu sehen? Die geistliche Not der früheren Jahrzehnte hatte zahlreiche Evangelische gezwungen, Amtshandlungen von dem katholischen Pfarrer vollziehen zu lassen; aber jedes so getaufte Kind wurde als unverlierbares Eigentum der römischen Kirche angesehen, und Trauungen rein evangelischer Brautpaare wurden erst nach dem Übertritt des einen der beiden Teile und der Verpflichtung auf katholische Kindererziehung

¹ Titel eines von Besser 1869 herausgegebenen Buches das teilweise schon in Crajova entstanden ist.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

vorgenommen. So ging in Crajowa die Rede, daß im Laufe der Jahre gegen 300 Seelen der evangelischen Gemeinde verloren gegangen seien. Mochte diese Angabe auch übertrieben sein, so war doch klar, daß die evangelische Gemeinde allmählich von der katholischen Kirche aufgesogen worden wäre. Mußte darum nicht die katholische Kirche die fortschreitende Festigung der evangelischen Gemeinde mit feindlichen Augen betrachten und nach Mitteln suchen, um sich die fast reif geglaubte Frucht nicht noch im letzten Augenblick verloren gehen zu lassen?

Ein eigentlicher konfessioneller Gegensatz bestand nicht. Die zahlreichen Mischehen, das Bewußtsein der gemeinsamen deutschen Abstammung und der erdrückenden Mehrheit der eingeborenen Bevölkerung gegenüber eine Schicksalsgemeinschaft zu bilden, ließen es nicht dazu kommen. Dazu hörte man sowohl den Katholiken wie von Protestanten das Bekenntnis: „Es ist ja doch der gleiche Gott“, was als Zeichen von Toleranz und Aufgeklärtheit galt. So war das gegenseitige Verhältnis „ein überaus friedliches. Aber freilich ist dieser Friede nur aus der gänzlichen Erstarrung alles kirchlichen Bewußtseins, namentlich auch unter den Evangelischen, hervorgegangen¹.“ In Urlaubszeiten hat Besser gelegentlich den katholischen Pfarrer vertreten, wie ihm dieser den gleichen Dienst zu erweisen bereit war.

Aber bei aller persönlichen Toleranz war der Katholik doch durch die Zucht seiner Kirche gebunden, während der Evangelische seine Widerstandskraft nur aus seinem Wachstum in der Heiligung schöpfen konnte. Dazu kam, daß die katholische Kirche der Donauländer unter der *Congregatio de propaganda fide* stand und die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, schließlich auch hier siegreich zu sein. So konnte sie in dem Aufblühen evangelischen Gemeindelebens nur ein Hindernis auf dem Wege zum endlichen Siege erblicken, das, solange es noch in den Anfängen stand, beseitigt werden mußte.

Hier glaubte Besser eine ernste Gefahr zu sehen, die um so weniger zu unterschätzen war, als die Jesuiten, die er am Werke glaubte, ihrer vorsichtigen Art entsprechend, durch ganz harmlos erscheinende Helfershelfer die Gemeindegarbeit zu stören und zu vernichten suchen würden. Aber wo war der Wolf in Schafskleidern? Wie ein Erschrecken kam es über Besser, als er ihn entdeckt zu haben glaubte,

¹ Bericht vom 21. Januar 1859.

und lange Zeit hat er seine Wahrnehmung niemand mitgeteilt. Es war der damalige, an Stelle des Freiherrn von Meusebach nach Bukarest berufene preußische Generalkonsul. Obwohl selbst evangelisch, hatte er eine aus Westfalen stammende katholische Gattin. Hier war für die katholische Kirche das Einfallstor in die Evangelischen Gemeinden gegeben. Und die Beweise dafür? Die für den Oberkirchenrat bestimmten Berichte wurden durch Vermittelung des Generalkonsulates nach Berlin geschickt; Besser glaubte gelegentlich feststellen zu können, daß sie dadurch eine ungebührliche Verzögerung erlitten. Und der Grund dazu konnte kein anderer sei, als daß in der Zwischenzeit der Sekretär des Erzbischofs von Bukarest in sie Einblick nahm. Die Übersendung der großen, für den Pfarrdotationsfonds bestimmten Liebesgabe erfolgte durch Mißverständnisse nicht so schnell, wie Besser es hoffte, um seinem Werke den Schlußstein einfügen zu können. Wer konnte ein Interesse an dieser Verschleppung haben? Doch wieder nur die katholische Kirche. Als schließlich der Generalkonsul Besser gegenüber einmal seinem Zweifel darüber Ausdruck gegeben hatte, daß die Gründung einer eigenen Pfarrstelle in Turnu-Severin sich so rasch werde bewerkstelligen lassen wie Besser es annahm, so schien das Beweis genug, daß man die Berufung eines Geistlichen dorthin überhaupt zu verhindern trachte. Aus solcher Besorgnis schrieb Besser an den Kirchenvorstand dieser Gemeinde: „Es wird allerdings Noth thun, daß auch Sie fort und fort recht treu zusammenhalten; denn ich muß Ihnen leider die Mitteilung machen, daß ein mächtiger Feind gegen uns Evangelische aufgestanden ist, der nicht bloß Sie und uns, sondern überhaupt das Gedeihen aller evangelischen Gemeinden in den Donauländern mit großer List und Zähigkeit zu hemmen sucht, und der nicht bloß hier in Crajowa schon ganz empfindliche materielle Verluste zugefügt hat¹, sondern namentlich auch darauf ausgeht, die Anstellung eines ev. Geistlichen in Turnu zu verhindern².“

Zumal seit seiner Heimkehr von der in Deutschland verlebten Urlaubszeit sah Besser immer düsterer in die Zukunft. Immer stärker glaubte er die Gefahren zu sehen und immer schwerer wurde die Last, die er auf seine Seele gelegt fühlte. Aber niemand war da, der

¹ Gemeint ist der durch diese verzögerte Geldübersendung entstandene Zinsverlust.

² Brief vom 19. Februar 1862 (Gemeindeakten Turnu-Severin).

Evangelische Diasorapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

mit ihm diese Sorgen geteilt hätte. Er war der einzige, der die Wahrheit der Dinge schaute. Alle freuten sich über das Wachstum der Gemeinde, alle waren stolz auf das Erreichte, alle sahen hoffnungsfroh in die Zukunft. Nur er sah wie Cassandra das lauernde Unheil; so wurde er „ungesellig und allein“. „Pfarrer Besser hat in ganz Crajowa nur einen einzigen Mann, mit dem er näheren Umgang pflegt. Dieser, ein Witwer ... ist aber von so trüber Gemüthsart, daß er eben nicht geeignet, Pfarrer Besser aufzumuntern und anzuregen¹.“ Ein Verkehr mit Amtsbrüdern kam bei den weiten Entfernungen, den schwierigen Verkehrsverhältnissen und bei der reichbesetzten Arbeit jedes einzelnen von ihnen nicht in Frage, und mit der Privatkorrespondenz hatte er bei Neumeister üble Erfahrungen gemacht. Dieser hatte seit dem Frühjahr 1862 nichts mehr von sich hören lassen, auch in einer Angelegenheit nicht, die ihn und Besser gleichmäßig betraf. Er hatte bei der in Jassy abgehaltenen Pastoralkonferenz die Absicht seiner baldigen Heimkehr nach Deutschland ausgesprochen, und es bestand der Plan, daß Besser sein Nachfolger werden sollte. Davon war aber alles wieder still geworden. Was konnte Neumeister zu weiterem Bleiben veranlaßt haben? Warum schloß sich die evangelische Gemeinde zu Bukarest nicht auch an den evangelischen Oberkirchenrat an, nachdem die Entwicklung der anderen Gemeinden zur Genüge bewiesen hatte, daß damit eine große Sicherung für ein gedeihliches Vorwärtsschreiten gegeben war? Hinter diesem allen konnte doch nur der alte Erbfeind stecken. Für den Sommer 1868 wurde eine Pastoralkonferenz nach Bukarest einberufen. Mit Erstauen las Besser, daß für ihn eine am Nachmittag um 3 Uhr zu haltende Predigt vorgesehen war, einer Stunde, zu der kein Mensch der Hitze wegen in die Kirche kommen würde. Sollte dies seine „Probepredigt“ sein? Dann war sie mit Absicht zur Erfolglosigkeit verurteilt. Also auch hier wieder ein Kunststückchen der Jesuiten und Neumeister selbst in ihrem Dienst!

Wie dieser aber in Wahrheit über Besser und dessen Arbeit urteilte, zeigt eine im Darmstädter Gustav-Adolf-Boten gerade in der Zeit veröffentlichte Notiz, in der Besser in seiner Hochschätzung Neumeisters eine schwere Enttäuschung erlitten zu haben glaubte. „Hohe Verdienste um die kirchliche Entwicklung in Crajowa und Turnu-

¹ Brief des Pfarrers von Kretschmann-Turnu-Severin an den Ev. Oberkirchenrat vom 9. Mai 1864.

Severin hat Besser. Besser ist, weltlich beurtheilt, aus dem Regen in die Draufe gekommen. Besser, der spärlich besoldete, der mit Entsaugung jeder Art vertraute, der unermüdlich Thätige und Treue, der wissenschaftlich auf den Conferenzen Hervorragende, der Pfarrer und Schulmeister in Crajowa hat aber nie geklagt, sondern treu gewirkt, entsagt und Gott die Sorge für sich vertraut. B. verdient, ehe er sich aufreißt, Erlösung aus seinem Amt, in dem er sich herrlich bewährt hat. Dies zur allgemeinen Kenntnis Amen.“

Über diese Notiz war Besser um so mehr erstaunt, als er bei seiner bis ins Kleinste gehenden Gewissenhaftigkeit feststellte, daß er doch und gerade Neumeister gegenüber ein Jahr zuvor über das Ermüdende der Schularbeit wie über einen ihn hartnäckig peinigenden Rheumatismus geklagt habe. Der Sinn dieser Notiz blieb, zumal sie für ihn, den bescheidenen Mann, so schmeichelhaft war, völlig unverständlich. Was mochte sich hinter ihr verbergen?

„Unsere besten Absichten werden oft zu nichte, wenn wir in unseren Handlungen abhängig sind“, schrieb Besser im Zusammenhang mit dieser Notiz. Man muß von Besser selbst sagen: „Die besten Absichten, die andere mit uns haben, werden zunichte, wenn wir in unserem Urteilsvermögen befangen sind.“ Bessers Gemüt war krank geworden. „Mannigfache und wirklich bittere Erfahrungen seines Privatlebens¹“, das viele Alleinsein, Krankheit und nicht zuletzt die äußerste Gewissenhaftigkeit, mit der er sich in die kleinsten amtlichen Aufgaben geradezu hineinbohrte, die quälende Sorge um seine Gemeinde, die vermeintliche Jesuitengefahr waren die Ursachen. Und Besser hat entsetzliche Not dadurch gelitten. Bald nach Empfang jener Notiz rüstete er sich zu einer Reise nach Turnu-Severin. Auf der Fahrt fühlte er sich von einem Menschen beobachtet, der ihm schon in Crajowa unangenehm aufgefallen war und dessen Spur er auch in Turnu-Severin kreuzte. Was mochte er nur wollen? Warum heftete er sich an seine Fersen? Er konnte nichts anderes sein als ein Sendling der Jesuiten und ihrer Helfershelfer. Da blitzte in Besser die fürchterliche Erkenntnis auf, daß dieser Mann gesandt sei, ihn zu ermorden. Das sei der Sinn des rätselhaften und nur vom Generalkonsul eingegebenen Wortes „Erlösung“. So bereitete er sich auf sein letztes Stündlein vor und schrieb dem Oberkirchenrat folgenden

¹ Schreiben des Pfarrers von Kretschmann an den Oberkirchenrat vom 9. Mai 1864.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Abschiedsbrief:



„Treu, ganz treu bis zum Tode und im Tode wenigstens vermag ich das Schreiben des hochwürdigen Oberkirchenraths nach 2tägigen Bitten und Überlegen nur noch mit den Worten des nächsten Sonntagsevangeliums zu beantworten: Ich will ein guter Hirte sein. Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe. Ein Miethling aber, der nicht Hirte ist, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verläßt die Schafe und der Wolf kommet, erhaschet und zerstreuet die Schafe.

Herr ... will mich ‚erlösen‘, damit ich ‚den Toten predige‘. Gott helfe mir! damit dieser armen Gemeinde geholfen werde, unter der ich mich jetzt befinde.

Ehrfurchtsvoll verharret des Evangelischen Oberkirchenraths treu gehorsamster Fr. Besser, P.

Turnu-Severin, den 17. April 1863, 12 Uhr Mittags.“

Für seine Schwester hinterlegte er einen versiegelten Brief für den Fall, daß ihm auf der Heimreise noch etwas zustoßen sollte. Glücklicherweise heimgekehrt, hielt er es für seine Pflicht, dem Oberkirchenrat drahtlich Nachricht davon zu geben. Bei dieser Reise büßte der an Garderobe gewiß nicht reiche Mann seinen besten Rock ein. „Soviel ich weiß, habe ich ihn eingepackt; aber ich hatte es bei meiner Abreise so eilig und war so sehr mit andern Dingen in Gedanken beschäftigt, daß ich ihn doch vergessen haben könnte. Meine Besorgnisse waren, wenigstens in Bezug auf diese Person unbegründet, im Allgemeinen sind sie es aber nicht¹.“ Die Spuren jener leidvollen Stunden sind bis in Bessers hohes Alter nicht von ihm gewichen. Eine gewisse Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, und oftmals blickte er scheu um sich, als fühle er, daß jemand ihm Von hinten nahe.

Im Juli 1863 fand die Pastoralkonferenz in Bukarest statt. Der Gottesdienst mit Bessers Predigt war auf 6 Uhr abends verlegt. Neumeister hat ihn, dem er „mit warmer Liebe und Freundschaft“ zugetan war, „freudig“ wegen der vernachlässigten Korrespondenz um

¹ Brief an den Gemeindevorstand in Turnu-Severin vom 22. April 1863.

Verzeihung gebeten; aber trotzdem fühlte er sich im Kreis seiner Amtsgenossen nicht wohl. Keiner verstand ihn, niemand wollte seine schweren Befürchtungen teilen. „So oft er mich hierüber aufklären wollte, hielt ich ihm das geradezu Lächerliche solcher Anschauung unumwunden vor, und er vermied es, mit mir weiter hierüber zu sprechen¹.“ Gewiß kamen auch Stunden, in denen er nicht „abgeneigt war, einer heiteren Stimmung Raum zu geben. Dies aber nur so lange, als er sich nicht selbst überlassen blieb. Für sich und allein machte er stets einen höchst bedauernswerten Eindruck auf mich. Oft spielte es wie Bitterkeit, Hohn und Verachtung um seine Mundwinkel².“ Aber niemand war sich klar darüber, daß man es mit einem schwer leidenden Manne zu tun hatte. Die unvermeidliche Begegnung mit dem Generalkonsul verlief höchst unerfreulich, zumal dieser im Gottesdienst eine „wirklich verzeihliche Verletzung des kirchlichen Dekorums“ sich zuschulden kommen ließ, für Besser jedoch eine Offenbarung seiner wahren, den Evangelischen feindlichen Gesinnung.

Unter diesen Umständen reiste er so bald als möglich ab; er hatte auch nicht mehr die geringste Sehnsucht, Baumeisters Nachfolger zu werden. Er begab sich über Siebenbürgen nach Orschowa. „Auf dem Dampfschiff, welches uns über das eiserne Thor führte, erblickte ich zum ersten Male wirkliche Mitglieder der Gesellschaft Jesu in ihrem Ordenskleide, 2 ältere und 3 jüngere, und zwar deutsche. Leider konnte ich nicht erfahren, wohin sie sich begaben. Aber es sollte mich nicht wundern, wenn Bukarest ihr Bestimmungsort gewesen wäre. Dort finden sie nicht allein einen für ihre Bestrebungen ungemein fruchtbaren Boden, sondern auch mächtige Bundesgenossen, aber leider keinen Gegner, den sie ernstlich zu fürchten hätten; immerhin – die Stadt Gottes wird dennoch fein lustig bleiben. Amen³.“

Eine Anfrage bei seinem Amtsbruder in Turnu-Severin ergab, daß es sich nicht um Jesuiten, sondern um Franziskaner gehandelt habe, die auf der Reise in ihr Kloster begriffen waren.

¹ Brief des Pfarrers von Kretschmann-Turnu-Severin an den Oberkirchenrat vom 9. Mai 1864.

² Dasselbst.

³ Bericht aus dem August 1863.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Besser hatte inzwischen selbst die Überzeugung gewonnen, daß für ihn ein Wechsel des Arbeitsfeldes notwendig sei. Sofort nach seiner Rückkehr bat er um seine Abberufung. „Der mehr als fünfjährige Aufenthalt in einem Zimmer, welches jetzt leer steht, weil kein Geselle es als Schlafstelle benutzen will, hat Folgen zurückgelassen, deren weiterem Umsichgreifen vorzubeugen ich in meiner dermaligen Lage außer Stande bin¹.“ Die pflichtmäßigen fünf Jahre waren bereits um ein Jahr überschritten, die Gemeinde Crajowa stand auf festen Füßen und in Turnu-Severin war ein eigener Pfarrer tätig. Ein gutes Stück Arbeit war geleistet und die aufgetragene Aufgabe vollkommen erfüllt. Der Oberkirchenrat tat um so lieber die einleitenden Schritte zu seiner anderweitigen Verwendung, weil er schon längst die Veränderung in Bessers Wesen, soweit sie sich aus amtlichen Berichten feststellen ließ, mit Sorge beobachtet hatte. Gewiß waren seine Schilderungen aus dem amtlichen Leben ebenso ausführlich und gründlich wie in den ersten Jahren, aber es fehlte die Frische; man gewinnt den Eindruck, als ob ihr Verfasser sich je länger je mehr zu ihnen gezwungen hätte. Auch wurden mit der Zeit Dinge in ihnen erörtert, die in keinem oder nur sehr losem Zusammenhang mit der eigentlichen Gemeindegarbeit standen, wie das Konkordat in Österreich, politische Vorkommnisse in den Donaufürstentümern, heimliche Sünden und die kirchliche Feier von Königs Geburtstag. Aber jede einzelne dieser Abschweifungen verrät eine große Gewissenhaftigkeit und eine fast krankhafte Peinlichkeit. Nichts, was irgend in seinen Gesichtskreis hineintrat, wurde oberflächlich behandelt; selbst die Zeitung, die einzige Verbindung mit der Heimat, wurde gründlich gelesen.

Solche gewiß abwegigen Dinge in amtlichen Berichten niederzuschreiben, sie sich damit vom Herzen zu wälzen, wurde Besser je länger je mehr Bedürfnis; es schien ihm aber auch zu seinen Pflichten zu gehören, der kirchlichen Oberbehörde über sich und seine Anschauungen genaueste Rechenschaft zu geben, und gerade dann erst recht, wenn diese mit der bisherigen kirchlichen Praxis in Widerspruch standen. Den Geburtstag des Landesherrn im Gottesdienst zu feiern, sei nicht angängig, da nur das Geburtsfest Jesu Christi dazu das Recht habe. Worin bestehe das Recht der kirchlichen Trauung?

¹ Schreiben vom 26. August 1863.

Werde durch sie die Ehe tatsächlich geschlossen? Nein, denn dies geschehe nur durch die Brautleute selbst, und weder der Geistliche noch sonst irgend jemand sei zu der Erklärung befugt: Ich spreche Euch hiemit ehelich zusammen (Agende der evangelischen Landeskirche Preußens)¹. In der Trauung werde die Ehe nur beschlossen und die Kirche segne diesen Entschluß. So wurde mit der strengsten Wahrhaftigkeit die ganze kirchliche Praxis unter die Lupe genommen, und die theologischen Fragen entgingen diesem Schicksal ebenfalls nicht. Wie steht es mit der Jungfrauengeburt? Könne Christus uns Menschen in Allem gleich sein, wenn er durch seine Entstehung jedem für uns gültigen naturgesetzlichen Zusammenhang entnommen sei? Wenn er aber einen irdischen Vater gehabt habe, was können dann die Worte bedeuten: Empfangen vom heiligen Geist? Das Matthäus-Evangelium sage klar und eindeutig, daß Joseph nicht der Vater Jesu gewesen sei; die Verkündigungsgeschichte bei Lukas aber lasse erkennen, daß Zacharias es gewesen sei! Zwar werde diesem die Geburt seines Sohnes Johannes wie der Maria die Mutter-schaft Jesu von dem Engel Gabriel verkündet, aber das erstemal „verkörpern sich seine eigenen von Gott ihm eingegebenen Gedanken und Absichten, das Göttliche in ihm tritt in sichtbarer Gestalt vor seine Sinne².“ Und das zweitemal sei Zacharias selbst der Engel, denn nach Maleachi 2,7 ist jeder Priester ein Engel Gottes. Aus dem heißen Wunsch, seinem geliebten und nach Erlösung durch den Messias schmach tenden Volke den Heiland zu schaffen, und getreu den Verheißungen Gottes, einen solchen senden zu wollen, wurde er der Vater Jesu. Aber nicht Elisabeth konnte die Mutter des Erlösers sein; diese mußte aus dem Stamm Davids sein. So wurde es Maria. „Gewiß – eine kühne That, aber es war die Kühnheit innigem lebendigen Vertrauens zu dem Gott ihrer Väter, klaren und festen Glaubens an das Wort der Schrift, und tiefer heiliger Liebe zu ihrem Volke, kurz, es war die Kraft des Heiligen Geistes, welche ihnen den Mut dazu einflößten³.“

In solche Grübeleien spann Besser sich je länger je mehr ein: er zog sich „von jeder, auch der unschuldigsten Zerstreung“ zurück⁴;

¹ Besser, „Wachstum in der Heiligung“, Rawitsch 1869, S. 116.

² Ebenda, S. 106.

³ Ebenda, S. 109f.

⁴ Bericht des Vizekonsuls Burckhardt in Crajova vom 19. Januar 1865.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

die Welt versank für ihn. Als Preußen sich 1864 zum Kriege gegen Dänemark rüstete, schreckte er förmlich auf. „Ich erkenne die Ziele und Zwecke, welche unsere Regierung gegenwärtig verfolgt, noch heute nicht klar. Aber das weiß ich, das weiß ich ganz gewiß, daß auf dem Wege, aus welchem sie jetzt geht, nur Unheil sich findet. Das heißt ja nicht siegen, sondern morden, und das will ja Preußen nicht; wir haben ja auch nur Belogene uns gegenüber. Und darum kann ich nicht anders, ich muß mein theures Vaterland um Gotteswillen herzlichst und dringendst, ja inständigst bitten, einen anderen, ja den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, mit voller Entschiedenheit. Es ist noch nicht zu spät¹.“

Geduldig wartete er auf die Erfüllung seiner Bitte um Abberufung. Aber ein Jahr verging, bis sich Aussicht dazu bot. Da – im Oktober 1864 – war es bereits zu spät. Besser lehnte ab und ließ durchblicken, daß er überhaupt dem geistlichen Amte zu entsagen gedenke. Aber diese Absicht hinderte ihn nicht, seine Pflicht mit der gleichen Sorgfalt wie in den ersten Tagen zu tun: zählte der erste Gemeindebericht 23 Seiten zu rund 48 Zeilen, so umfaßte der zwölfte und letzte 33 eng geschriebene Spalten.

In einem langen Schreiben voll Anerkennung und tiefen Verständnisses für seine Lage versuchte der Oberkirchenrat, Besser anderen Sinnes zu machen. „Wir können bei der Theilnahme, die wir für Sie hegen, nicht umhin, Sie aufzufordern, noch einmal ernstlich vor Gott sich zu prüfen, ob Sie recht thun, die Hand vom Pfluge abzuziehen und dem geistlichen Amt zu entsagen, in welches Gott Sie berufen, für welches Er Sie mit Treue und Hingebung und den erforderlichen Gaben ausgerüstet und in welchem Sie bisher nicht vergeblich gearbeitet haben².“

Dieser Brief versetzte Besser in höchste Aufregung. Wenn er die Hand nicht vom Pfluge ziehen sollte, dann sei es doch klar, daß der Oberkirchenrat seine Meinung über die verschiedenen Fragen des geistlichen Amtes teile, und daß er sofort abreisen müsse, um Hand an das Werk zu legen. „Er sprach von einem am Tage zuvor empfangenen, seine schleunige Abreise bedingenden Briefe des Oberkir-

¹ Brief an den Oberkirchenrat vom 15. Februar 1864.

² Schreiben des Oberkirchenrats vom 6. Januar 1865.

chenrats³.“ Dringende Bitten, bis zur Ankunft seines Nachfolgers auszuharren, blieben erfolglos; nur um einen Tag verschob er die Abreise, um noch eine Beerdigung zu vollziehen, welche „trotz der ungünstigen Witterung von einer ungewöhnlich großen Menschenanzahl besucht wurde“. Der größte Teil der Gemeindeglieder folgte ihm in ein Freundeshaus, „um von ihrem bisherigen treuen Seelsorger Abschied zu nehmen“.

Am nächsten Tag reiste er ab; er, der „mit vielen persönlichen Opfern und gegen häufige Widerstände kämpfend, durch treue Hingebung an sein Amt und im Vertrauen auf Gott es verstanden hat, die Gemeinde neu zu bilden, die Existenz ihres Pfarrers annähernd sicher zu stellen und sich selbst durch seinen Lebenswandel nicht allein die allgemeine Achtung der Gemeindeglieder, sondern auch die der Mitglieder anderer Confessionen zu erwerben¹“. Als gebrochener Mann zog er seine Straße der Heimat zu, aber fest entschlossen, von der unter Druck und Sorge erkämpften Wahrheit nicht zu lassen, sondern die äußersten Folgerungen daraus zu ziehen und willig zu tragen. „Es ist mir, gewiß auf lange Zeit, ganz unmöglich, mich um ein geistliches Amt zu bewerben. Aber ich mag weder ein Brautpaar im Namen Gottes ehelich zusammen sprechen, noch den landesherrlichen Geburtstag kirchlich zu feiern. Und das sind nur zwei der Gründe, die mich zwingen, auf meinem Entschluß zu beharren².“

* * *

So blieb ihm kein anderer Weg übrig, als seine Gedanken auf schriftstellerischem Wege bekannt zu geben. Seine „Beiträge zum Wachstum in der Heiligung in Betrachtungen über den dritten Artikel“ erschienen 1869. Beachtung hat dies stilistisch so überaus sorgfältige, mit tiefstem Ernst geschriebene Buch nicht gefunden.

Dann zog er sich in die Stille seines heimatlichen Dorfes zurück. Er lebte bei seiner Mutter und unterrichtete Geschwisterkinder, Nach kurzer Aushilfstätigkeit in Görlitz übernahm er am 1. April 1881 die vikarische Verwaltung der Pfarrstelle zu Friedersdorf (Kreis

³ Bericht des Vizekonsuls Burckhardt in Crajova vom 19. Januar 1865.

¹ Ebenda.

² Brief Bessers an den Oberkirchenrat, Stettin vom 15. Februar 1865.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Sorau). Eine feste Anstellung konnte er infolge seines Amtsverzichtes nicht finden, und nach Friedersdorf wollte niemand des schlechten Pfarrhauses wegen gehen. Aber das focht den bescheidenen und anspruchslosen Mann nicht an; ihm genügten die zwei noch bewohnbaren Zimmer und das schmale Gehalt¹, das die Stelle abwarf, und das allein für die vikarische Verwaltung zur Verfügung stand. Erst 1899 gelang es, seine endgültige Anstellung durchzusetzen, und ihm dadurch den Anspruch auf Ruhegehalt zu sichern. So wurde der fast 74jährige Mann, dessen Haar in wundervollem Silberschein erstrahlte, der noch immer mit gütigen blauen Augen in die Welt hineinschaute, in der Gemeinde, der er schon viele Jahre gedient hatte, feierlich eingeführt. Am 1. Oktober 1900 trat er in den Ruhestand; im Kaiser-Wilhelm-Stift zu Seifersdorf bei Sorau brachte er ihn zu. Schließlich raubte ihm ein Schlaganfall Sprache und Bewegungsmöglichkeit. Wie ein hilfloses Kind mußte er gepflegt werden, bis ihn am 6. Oktober 1904 der Tod erlöste.

In seinem Nachlaß fand sich das Bild einer evangelischen Familie aus Crajowa, das die treuherzige Unterschrift trug: „Es gibt viele Gute, aber es gibt nur einen Besser.“

Auf dem Friedhof seiner letzten Gemeinde ruht er aus von des Lebens Last und Mühe².

Viertes Kapitel.

Die Amtszeit des Pfarrers Kühn in Atmagea (Dobrudscha) 1858-1862.

Die Entstehung des Dorfes Atmagea in der Dobrudscha und die Gründung eines evangelischen Pfarramtes daselbst.

Die deutschen Bauern in der Dobrudscha³ – dem zwischen der

¹ 1644 Mark.

² Für den letzten Abschnitt standen mir außer persönlichen Erinnerungen Mitteilungen der Herren Konsistorialrat Stuhl (Berlin), Pfarrer Baum (Friedersdorf) und Paul Erfurth (Wiesbaden), eines Neffen Bessers, zur Verfügung.

³ Ein die Dobrudscha nach allen Seiten hin beleuchtendes und mit vielen guten Bildern geschmücktes Buch hatte die deutsche Etappenverwaltung 1918 unter dem Titel „Bilder aus der Dobrudscha“ zusammengestellt. Infolge des Umsturzes er-

Donau und dem Schwarzen Meer gelegenen, einst türkischen, seit 1878 zu Rumänien gehörigen Landstrich – sind Nachkommen der meist in den auf die Freiheitskriege folgenden Jahren teils aus Süddeutschland, teils aus Westpreußen¹ und Posen in Bessarabien angesiedelten deutschen Kolonisten. Als dort um 1840 infolge starker Vermehrung Landmangel eintrat, mußten die jüngeren Familien sich neue Wohnsitze schaffen; in zahlreichen Gruppen wanderten sie aus und sind auf der Suche nach einer neuen Heimat jahrelang in Rumänien herumgezogen². Das älteste, 1848 gegründete Dorf ist Atmagea (sp. Atmadscha), im Norden gelegen, rund 25 Kilometer von dem Landstädtchen Babadag und etwa 40 Kilometer von dem Donauhafen Tulcea (sp. Tultscha) entfernt. In dichtem Urwald, der mit zäher Mühe gerodet und zu fruchttragendem Ackerland gemacht werden mußte, wurde die Siedelung angelegt. Sie bestand aus primitiven Erdhütten, aber schon nach einigen Jahren war ein stattliches Dorf erbaut und ein leidlicher Wohlstand erreicht³.

Es liegt auf der Hand, daß die langen Wanderjahre auf Sitten und Lebensführung keineswegs förderlich einwirken mußten. Bei aller Ausdauer und Genügsamkeit waren viele dem Trunke verfallen; daraus ergaben sich Zwistigkeiten untereinander und Streit in den Familien⁴. Damit vertrug sich jedoch eine als Vatererbe mitgebrachte strenge Kirchlichkeit, die bei manchen zu echter Frömmigkeit sich vertiefte.

schien es nicht mehr im Buchhandel und ist ziemlich selten. „Die Deutschen in der Dobrudscha“ behandelt Dr. Träger in seinem 1922 erschienenen Buch (Stuttgart, Schriften des deutschen Auslandsinstitutes, Kulturhistorische Reihe, Band 6). Die Geschichte der Gemeinde Atmagea ist skizziert bei Teutschländer II, ausführlich behandelt bei Meyer, Diaspora, S. 340ff.

¹ „Nach Westpreußen weist auch der große Name Kant, der von Anfang an durch mehrere Familien vertreten ist.“ Träger a. a. O. S. 52.

² Vgl. hierzu Träger a. a. O. S. 31f. und meine „Beiträge zur Geschichte evangelischer Gemeinden in Altrumänien“ (Sonderabdruck S. 33ff.).

³ Bericht des Konsuls König-Galatz vom 2. April 1852 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, XI. 50): „Sie, die vor vier Jahren von fast Allem entblößt hier ankamen, haben jetzt Haus und Hof, einen reichlichen Viehstand und schon fangen sie an, einen Teil des geernteten Getreides zu verkaufen.“ Vgl. bei Hamm, „Südöstliche Steppen und Städte“, Frankfurt a. M. 1862, S. 59, die Schilderung des Dorfes auf Grund eines im Sommer 1858 abgestatteten Besuches. Er rühmt gleichfalls den stattlichen Viehbesitz. „Daß diese Kolonisten in materieller Hinsicht sich durcharbeiten und vorwärts kommen werden, daran zweifle ich nicht; denn es gibt keine fleißigeren und genügsameren Leute als die Deutschen.“

⁴ „Im Allgemeinen sind die in den Ländern an der unteren Donau ansässigen Deutschen sehr verwildert und zu Streitigkeiten geneigt“ (Konsul König-Galatz am 2. April 1852; Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81, Konstantinopel XI 50).

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Das Verhängnis dieser Bauern war ihre Heimatlosigkeit; keine Behörde sorgte für sie; den türkischen Machthabern kamen sie nur als gute Steuerzahler in Betracht und keine kirchliche Obrigkeit nahm von ihnen Notiz. Was sie gesucht und schließlich gefunden haben, war Grund und Boden, der sie ernähren konnte: aber wie sie 1843 in der Nähe von Bukarest deutsche Dörfer „auf ewige Zeiten“ gegründet hatten, um sie nach zwei Jahren wieder zu verlassen, so lag es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß sie abermals den Wanderstab ergreifen würden, wenn irgendwo in der Welt sich bessere Lebensmöglichkeiten bieten würden.

Die ererbte Kirchlichkeit hatte schon 1849 zur Gründung eines Pfarramtes geführt und die Berufung des früher in Rohrbach (Gouvernement Cherson) tätig gewesenen Pfarrers Bonekemper sowie die Errichtung eines bescheidenen, schon nach zehn Jahren baufälligen Bethauses veranlaßt. Ohne Rückhalt an einer kirchlichen Oberbehörde, allein von den Bauern angestellt und bezahlt, daher wirtschaftlich auch von ihnen abhängig, wurde er im Sommer 1853 aus nicht mehr recht durchsichtigen Gründen von der Gemeinde seines Amtes enthoben und gezwungen, innerhalb von drei Tagen das Dorf zu verlassen¹.

Seitdem blieben die Bauern ohne jede religiöse Betreuung. Wohl las einer von ihnen allsonntäglich eine Predigt vor, er taufte auch die Kinder, segnete die Ehen ein und begrub die Toten, auch ein Kirchenbuch wurde geführt². Zum erstenmal kam auf ihre Bitten Pfingsten 1857 wieder ein Geistlicher nach Atmagea. Es war Pfarrer Eduard Neumeister, der im Herbst zuvor in die neugegründete Pfarrstelle zu Galatz berufen war³.

Es traf sich günstig, daß in den Tagen, in denen dieser seine Reise in die Dobrudscha vorbereitete, der von einem Kuraufenthalt aus Ägypten heimkehrende Oberprediger Hengstenberg (Brandenburg an der Havel) in Galatz einige Tage Aufenthalt nahm und in seinem dem evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin erstatteten Reisebericht auch von dem Vorhandensein der evangelischen Gemeinde zu Atmagea Mitteilung machte. Angeregt durch Neumeisters Besuch wandte

¹ Siehe meinen Aufsatz: „Der erste Pfarrer in Atmagea“ in „Beiträge“, S. 38f.

² Faksimile des Titelblattes bei Träger a. a. O. S. 41.

³ Schilderung dieses Besuches bei Meyer, Diaspora, S. 345 Anmerkung 1, wobei statt 1858 die Jahreszahl 1857 eingesetzt werden muß.

sich die Gemeinde an den als Oberst in türkischen Diensten zu Tulcea lebenden ehemaligen preußischen Offizier von Malinowski¹ mit der Bitte, ihr zu einem Pfarrer zu verhelfen; während dieser das ihm vorgetragene Ersuchen an den Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins weiter gab, hatte sich bereits der Oberkirchenrat entschlossen, sich die Fürsorge dieser fernen Glaubensgenossen angelegen sein zu lassen. Deren Zahl hatte sich in den letzten Jahren beträchtlich vermehrt; in dem nur fünf Kilometer von Atmagea entfernten Russendorf Ciucurova (sp. Dschukurowa) sowie in Catalui, auf dem Wege nach Tuleca gelegen, hatten sich deutsche Bauern angesiedelt, und weiterer Zuzug stand in Aussicht. Große Hoffnungen setzte man auf die kurz zuvor in Paris gegründete Europäische Donaukommission, die umfangreiche Stromregulierungsarbeiten durchführen sollte; man erwartete dadurch einen lebhaften Zustrom deutscher Ingenieure, Meister und Arbeiter. Da auch in der südbessarabischen Stadt Ismail sowie in deren Umgebung Evangelische lebten, so wurde ernsthaft der Plan erwogen, ein Reisepredigeramt mit dem Sitz in Tulcea zu gründen, da man erwartete, daß die Donaukommission die Wohnung stellen und einen Gehaltsbeitrag gewähren würde. Da jedoch die geplante Donauregulierung vorläufig nicht in Angriff genommen wurde und auf die erhofften Vergünstigungen nicht zu rechnen war, so kam Tulcea als Pfarrsitz nicht mehr in Betracht und Atmagea, wo sich ein Bethaus und Wohnungsmöglichkeit für den Geistlichen befand, wurde zur Muttergemeinde bestimmt, der sich die anderen Orte als Filialgemeinden anschließen sollten. Voraussetzung für die geistliche Versorgung dieses Kirchensprengels war der Anschluß an die preußische Landeskirche und die Verpflichtung der einzelnen Gemeinden zu regelmäßiger und ausreichender Gehaltszahlung. Beides durchzuführen, wurde der preußische Konsul Blücher zu Galatz beauftragt, der im April 1858 eine längere Rundreise durch sämtliche in Betracht kommenden Ortschaften unternahm und alles auftragsgemäß durchführte.

¹ Siehe meinen Aufsatz: „Konsul Blücher, Oberst von Malinowski und die evangelische Gemeinde zu Atmagea“ in „Beiträge“, S. 53.

Der Amtsantritt des Pfarrers Kühn.

Da es an Bewerbern, die schon praktische Amtserfahrung besaßen, fehlte, die Stelle aber so rasch als möglich besetzt werden sollte, so wurde der erst 24 Jahre alte Kandidat Richard Kühn aus Tschicherzig bei Züllichau zum Seelsorger von Atmagea bestimmt. Das Einschreiten des Oberkirchenrates ermöglichte es ihm, der erst im Winter 1857 das erste Examen abgelegt hatte, schon im April 1858 die zweite Prüfung zu machen, der sofort die Ordination folgte. Der vorgeschriebene Kursus an einem Volksschullehrerseminar wurde ihm erlassen; zur Einführung in das praktische Amt wurde er auf zwei Monate dem Domkandidatenstift überwiesen. Am 2. Juli 1858 reiste er in die unbekannte Ferne ab. In seinem Koffer führte er als Geschenk des Oberkirchenrates ein Kruzifix, einen Abendmahlskelch und zwei Altarleuchter sowie als Gabe des Oberpredigers Hengstenberg eine Bibel, die noch heute den Altar der Kirche zu Atmagea schmückt, mit sich. Von Wien an wurde das Schiff benutzt; für Belgrad war ein achttägiger Aufenthalt vorgesehen. Der dortigen evangelischen Gemeinde war ebenfalls ein Pfarrer vom Oberkirchenrat in Aussicht gestellt; Kühn sollte an Ort und Stelle die noch notwendigen Erkundigungen einziehen. Dann ging es weiter zu Schiff bis Galatz, das nach achtzehntägiger Fahrt am 20. Juli erreicht wurde. Hier gab es unvermuteten Aufenthalt. Konsul Blücher, der den Ankömmling nach Atmagea zu geleiten hatte, war abwesend, da er den eben von seiner Rußlandreise heimkehrenden Prinzen Albrecht von Preußen ein Stück Weges begleiten mußte. Gerade als die Fahrt in die Dobrudscha angetreten werden sollte, die Gemeinde von der Ankunft ihres neuen Geistlichen bereits verständigt war, wies ein Befehl der preußischen Gesandtschaft zu Konstantinopel den Konsul an, den Pfarrer Kühn zunächst dem Gouverneur der Dobrudscha, der in Silistria seinen Amtssitz hatte, vorzustellen und ihm ein seine persönliche Sicherheit betreffendes Vizirialschreiben¹ zu überreichen.

¹ Es lautet in Übersetzung (Akten des Geh. Staatsarchivs Berlin, Rep. 81, Konstantinopel XI. 50): „Hochverehrter Herr! Ein protestantischer Geistlicher, Herr Kühn, ist in der Absicht und dem Wunsche, die an den Donauufeln wohnhaften preußischen Untertanen und Schutzgenossen zur Übung ihrer kirchlichen Pflichten anzuhaltend, auf einer Reise nach Admadscha begriffen und ist seitens der preußischen Gesandtschaft mittels Schreibens das Gesuch gestellt worden, daß dem genannten Geistlichen, wenn er, um den gedachten Protestanten und protestantischen Emigranten, welche zu Admadscha und den Ortschaften Katalui und Tschukuroff

Um keine Zeit zu verlieren, mußte die Fahrt mit dem nächsten gerade fälligen Frachtdampfer angetreten werden; der Gouverneur aber befand sich in Rusciuk; sein Vertreter, ein „nicht sehr gebildeter, ehrwürdiger Pascha“ nahm beide freundlich auf, „ja seine Artigkeit war so groß, daß er sogar einen Kawassen sandte, der während der Mahlzeit acht gab, daß man uns reichlich und gut bewirtete¹“. Auch stellte er ihnen Pferde zu einer Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung zur Verfügung. Mit dem nächsten Schiff, das unglücklicherweise überfüllt war, ging es nach Rusciuk weiter; auf Säcken sitzend mußten die beiden Reisenden die Nacht zubringen. „Der Pascha sprach sich sehr befriedigt über die Evangelischen aus, es sei keine fremde Religion ihm so lieb wie diese, weil sie der seinigen, der Mohamedanischen, am ähnlichsten sei².“ Kühn erhielt ein dienstliches Schreiben, das ihm den Schutz der türkischen Behörden zusicherte und das er darum stets bei sich tragen sollte, außerdem bekam er für sich und seine Begleitung die Erlaubnis, Waffen zu tragen. Die höheren und niederen Behörden, in deren Bezirken Pfarrer Kühn sein Amt zu verrichten hatte, wurden für seine Sicherheit persönlich verantwortlich gemacht.

Nach erfolgter Rückkehr wurde in Galatz ein nur nach Stunden zählender Aufenthalt genommen; Pfarrer Neumeister schloß sich als Dritter an und über Braila, wo die Donau überquert wurde, ging es in achtestündiger Wagenfahrt in die Dobrudscha hinein. „Der Weg führt durch eine liebliche Gebirgsgegend, die mit schönen fruchtbaren Tälern und mit Wald bewachsenen Bergen abwechselt³.“ Schon seit Wochen war unter den evangelischen Deutschen jener Gegend von der Ankunft des neuen Pfarrers gesprochen worden⁴. Nun sollte er

wohnen und die kaiserliche Untertanenschaft angenommen haben, geistliche Hilfe zu spenden, in jenen Gegenden hin und her reist, von niemand Einspruch getan, sondern ihm Ehrfurcht und Schutz erwiesen werde. Ich beehre mich daher, Euer Excellenz angelegentlichst zu empfehlen, dafür Sorge tragen zu wollen, daß das Erforderliche in Betreff des genannten Geistlichen veranlaßt werde.“

¹ Reisebericht des Pfarrers Kühn in den Akten des Ev. Oberkirchenrates.

² Reisebericht.

³ Reisebericht.

⁴ „Der Pfarrer wird überall sehnsüchtig erwartet und ist daher sicher, überall mit offenen Armen empfangen zu werden und überall guten Willen zu finden.“ Bericht des Konsuls Blücher vom 1. Mai 1858 (Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81, Konstantinopel XI. 50); vgl. auch Peters, „Reisebriefe eines deutschen Naturforschers aus der Dobrudscha“ (1858), „Östr. Revue“ 1866, Heft 12, S. 235, und Hamm a. a. O. S. 56.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

endlich kommen.

Etwa drei Stunden vor Atmagea erwarteten 20-25 Reiter, jüngere Bauern mit dem Schulzen an der Spitze, die Ankömmlinge, bald gesellten sich Wagen mit den älteren Bauern dazu, und in stattlichem Zug fuhr Pfarrer Kühn in sein Pfarrdorf ein. „Bald darauf versammelte sich auf den dreimaligen Ruf der kleinen Glocke die Gemeinde in dem Betsaale, der mit dem Schulzimmer nunmehr Pfarrwohnung unter einem Dache ist, und ich hielt nach dem Gesang eines Liedes ein Dankgebet zu dem Herrn, unserm Gott, der der Gemeinde und mir bisher gnädig geholfen¹.“

Doch ein ruhiges Einleben war dem neuen Pfarrer noch nicht beschieden. Am nächsten Tag ging es 25 Kilometer weit nach Babadag, wo Konsul Blücher ihn den türkischen Bezirksgewaltigen vorstellte, und am Nachmittag ging es „trotz großer Hitze und vielen Staubes“ wieder nach Atmagea zurück. Der nächste Tag, der 8. August, war ein Sonntag. An ihm fand eine feierliche Einführung durch Pfarrer Neumeister statt. Hierzu hatten sich auch Bauern aus dem benachbarten Ciucurova eingefunden. Trotz der großen Anstrengungen der letzten Tage, der verwirrenden Fülle der neuen und ungewohnten Eindrücke, die zusammen ein längeres Ausruhen und Verarbeiten des Gesehenen und Erlebten dringend notwendig gemacht hätten, sah der nächste Morgen die kleine Reisegesellschaft abermals auf dem Bauernwagen. Die Fahrt ging zunächst nach Catalui, wo Kühn „wegen großer Ermattung“ nur eine kurze Ansprache halten konnte. Die Weiterfahrt nach Tulcea brachte ein charakteristisches Erlebnis. „Auf dem 1 ½ stündigen Wege von Catalui nach Tulcea begegnete uns ein gewaltiger, wohl eine halbe Quadratmeile ausfüllender Heuschreckenschwarm, sodaß wir wie in einem großen Schneetreibsen fuhren².“

An den nacheinander folgenden Tagen fanden Gottesdienste in Tulcea und Ismail statt; an letzterem Orte war die gottesdienstliche Stätte das Haus eines Juden, bei dem die beiden Pfarrer auch ihre Wohnung hatten, da durch die betrunkenen Kirchenvorsteher nichts vorbereitet war. Auf dem Rückwege trennte sich Kühn von seinen beiden Begleitern und trat die Heimfahrt allein an. Unterwegs sah er

¹ Reisebericht.

² Reisebericht.

die von Heuschrecken auf den Feldern angerichteten Verwüstungen, und das bedeutete für sein persönliches Schicksal, daß die auf diese Weise um ihre Ernte gebrachten Bauern von Catalui auf Jahresfrist hinaus auch nicht den geringsten Beitrag zum Pfarrgehalt würden zahlen können.

Nach einer Abwesenheit von sechs Tagen langte Kühn in Atmagea wieder an, so überanstrengt und ermüdet, daß er zwei Tage lang im Bett bleiben mußte. „Es ist zu viel, auf einem Bündel Heu in einem Bauernwagen sitzend, in acht Tagen 30 bis 40 Meilen zu fahren und dabei fast täglich zu predigen und dennoch mußte ich so reisen, da Blücher nicht viel Zeit hatte¹.“ Erst am 22. August konnte er die regelmäßigen Gemeindegottesdienste, und zwar in Atmagea, beginnen.

Die Tage der Erschöpfung waren natürlich ein böser Anfang und brachten ihm die Schwierigkeiten seiner Stellung deutlich zum Bewußtsein. Zunächst war die Wohnung äußerst bescheiden. Sie bestand aus einem mit nassen Brettern gedielten Zimmer nebst einer Kammer². Der Pfarrer mußte sein eigenes Stubenmädchen und sein eigener Stiefelputzer sein. Das Essen besorgte ihm eine Bäuerin, die vom Pfarrhaus ziemlich weit entfernt wohnend, immer auf drei bis vier Tage im voraus kochte, und der Pfarrer war genötigt, sich das Essen selbst aufzuwärmen. Auch über die Gestaltung seiner Arbeit konnte er sich Gedanken machen. Der Pfarrbezirk hatte eine Länge von rund 80 und eine Breite von etwa 20 deutschen Meilen. Er begann bei Matschin, am rechten Ufer der Donau dort gelegen, wo dieser Strom von seinem nordwärts gerichteten Lauf nach Osten umbiegt, um dem Schwarzen Meer entgegen zu eilen. Hier hatte Kühn die Dobrudscha betreten und die ersten Glieder seines Pfarrbereiches, „vier deutsche, leider etwas verkommene evangelische Familien“ kennengelernt. Er endete bei Sulina, an der mittleren Donaumündung gelegen; er dehnte sich aber bis nach Südbessarabien hinein, wo zwölf Meilen jenseits Ismail, in dem Dorfe Echipolis, „eine gläubige, sehr ehrwürdige liefländische Bauernfamilie³“ wohnte. Zur Pastorierung dieses ungeheuren Gebietes war Atmagea sehr

¹ Reisebericht.

² „Das Pfarrhaus ist nur ein gemeines Bauernhaus geringerer Qualität und den Bauern gegenüber als Pfarrhaus durchaus ungeeignet.“ Oberst von Malinowski-Tulcea an den Ev. Oberkirchenrat am 7. November 1862.

³ Reisebericht.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

ungünstig gelegen. Die Gottesdienste sollten an den verschiedenen Orten der Reihe nach Sonntag vormittags stattfinden; nur für die kleine Gemeinde in Ismail war ein viermaliger Besuch im Jahre vorgesehen. Hatte der Pfarrer am ersten Sonntag in Atmagea zu predigen, so konnte am gleichen Tage Nachmittagsgottesdienst in Ciucurova stattfinden. Am nächsten Sonntag fuhr er nach Catalui und eine Woche später kam Tulcea an die Reihe. Um aber dorthin zu gelangen, mußte Catalui durchfahren werden, ohne daß dort mehr als eine flüchtige Begrüßung möglich war. Kam nun noch Ismail an die Reihe, so mußten Catalui und Tulcea berührt werden. Das Gleiche wär der Fall, wenn im Laufe der Woche in irgendeinem Orte Amtshandlungen notwendig wurden. So ging viel Zeit und Kraft mit den Fahrten verloren, die wenigstens der Muttergemeinde hätten zugute kommen können. Denn auf diese sollte naturgemäß das Hauptmaß der Arbeit verwendet werden, konnte doch der Pfarrer in diese die tiefsten Einblicke gewinnen. Und diese waren traurig genug und ließen auf die Zustände in den anderen Orten schließen. „Überall, wo ich zu den Filialgemeinden oder von dort zurück nach Atmagea kam, habe ich noch jedesmal Zank und Zwietracht, Mordversuch und Diebstahl gefunden¹.“ In Tulcea blühte der Mädchenhandel², die Bewohner von Catalui nennt ein Reisender, der kurz vor Kühns Ankunft das Dorf besuchte, „dumpf, stumpf und verkommen³“.

Die Bauern aus Ciucurova betranken sich in Gemeinschaft mit den ihr Dorf mitbewohnenden Russen, und manches Mal gesellten sich auch Leute aus Atmagea zu ihren Gelagen, obwohl sich dort selbst eine von einem Juden gehaltene Schenke befand, die direkt der Kirche gegenüber lag und auch Sonntags von früh bis spät in die Nacht geöffnet war. Zudem plante man in Ciucurova eine neue Abwanderung; man wollte auf eine im Donaudelta gelegene Insel übersiedeln; voraus gesandte Leute aber brachten die Kunde, daß man beim Ackern in unzähligen Mengen Heuschreckeneier gefunden habe, und das Schicksal von Catalui war Warnung genug, um schließlich zum Bleiben zu veranlassen.

¹ Reisebericht.

² Ebenda.

³ Hamm a. a. O-

Dazu war das Reisen in jener Gegend damals nicht ohne Gefahr. „Allerlei Gesindel, Türken, Russen, Tataren, Bulgaren gehen auf Raub und Plünderung aus, sodaß die Bauern es nicht rathsam finden, auch nur eine Viertelstunde allein zu gehen; ferner sind die Wölfe hier in dem großen Wald in solcher Zahl, daß sie z. B. nur in der letzten Woche vier Pferde aus Atmagea zerrissen haben und die Schweine von den Höfen holen. Daher kommt es, daß schon jetzt im Sommer ein Mann ungern allein

durch den drei Meilen weiten Wald nach Tulcea fährt. Im Winter ist dazu der Weg sehr schlecht und Tulcea an einem Tage nicht zu erreichen, wenn man nicht die halbe Nacht fährt¹.“ Schon zur Regenzeit mußten drei oder vier Pferde vor den Wagen gespannt werden; im Sommer wirkte die Hitze lähmend und dicke Staubwolken hüllten Wagen und Reisende ein.

Nur die große Kirchlichkeit war ein Lichtpunkt in der trüben Betrachtung, die Pfarrer Kühn in seiner Einsamkeit anstellte.

Aus dem Amtsleben.

Dies war die Umwelt, in die Pfarrer Kühn eintrat, dies die Gemeinde, die er zu betreuen hatte. „Fast aus den Hörsälen der Universität bin ich in dies einsame, schwere Amt gekommen².“ Bedrückend legte es sich auf sein Gemüt, daß durch die Schilderungen, die Pfarrer Neumeister von seinen kurzen Besuchen in Atmagea zu Pfingsten 1857 und Ostern 1858 gegeben hatte, falsche Vorstellungen in ihm erweckt worden seien. Aber jener hatte bei seinem flüchtigen Aufenthalt die Gemeinde gewissermaßen nur im Sonntagsstaat gesehen, ihm aber schaute der graue Alltag ins Gesicht. Fast wie eine Enttäuschung, ja wie eine Irreführung mußte das ihm erscheinen, und es galt tapfer gegen eine aufsteigende Verbitterung anzukämpfen. Er gedachte an das bittere Los seines Amtsvorgängers, konnte sich aber dessen getrösten, daß er festen Rückhalt an dem Oberkirchenrat hatte und der Schutz der türkischen Behörden ihm zur Verfügung stand,

¹ Reisebericht.

² Bericht vom 26. November 1859.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

beides Dinge, die Bonekemper hatte entbehren müssen. Zwar mußten sie als letzte Reserve aufgespart bleiben; in der Front kämpfte er allein. Den Hauptfeind, den es zu vernichten galt, war die Trunksucht. Erst wenn dieser am Boden lag, war der Weg zu tieferer Beeinflussung aufgetan. „Mit Gesetz und Evangelium« glaubte Pfarrer Kühn arbeiten zu müssen, wobei ihm die Reihenfolge der beiden Worte nicht ohne tiefere Bedeutung war. Gelegenheit zu ernster Mahnung und Zucht war reichlich gegeben. Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft berichtete er, daß ein aus Ciucurova betrunken heimkehrender Bauer seinen 73jährigen Schwiegervater hatte ermorden wollen, und bald darauf wurde er um Mitternacht zu Hilfe gerufen, da ein Trunkenbold im Begriff stand, seine Frau umzubringen. Diesen Mann machte er zum Kirchendiener, um ihn so viel als möglich unter Aufsicht zu haben. Im September 1859 schreibt er¹: „Leider habe ich neulich auch einem Menschen müssen durch das Dorfgericht sein Gewehr abnehmen lassen, da er sich betrunken vor das Bett seiner Frau, die seit zwei Stunden von einer Tochter genesen, mit der Androhung des Totschiessens gestellt hatte, um Geld von ihr zu ermesen“. Die Akten von Atmagea enthalten folgendes, von Pfarrer Kühn aufgesetztes Protokoll:

„Der N. N. hat mir und den unterschriebenen Zeugen zugesagt: 1. sich nicht mehr zu betrinken, 2. mit seiner Frau in Frieden zu leben, 3. sich nach Gottes Wort zu halten und sonntäglich in die Kirche zu kommen².“

Wieder ein anderes Mal berichtet er: „Ich habe in Gottes Namen mit gutem Erfolg wagen können, einen Menschen persönlich aus der Schenke heraus zu holen, der in der größten Arbeit dem Nichtstun zu leben gedachte.“

Nach einem halben Jahre gelang es Kühn, eine Verfügung zu erwirken, der zufolge die Schenke an den Sonntagen erst um 4 Uhr nachmittags geöffnet werden durfte und um 9 Uhr abends wieder geschlossen sein mußte.

Da für Atmagea nur alle vier Wochen Predigtgottesdienst möglich war, hielt Pfarrer Kühn im Winter regelmäßige Bibelstunden, die gelegentlich zu Missionsstunden wurden. Im Sommer traten an deren

¹ Brief vom 25. April 1860.

² Abgedruckt bei Meyer a. a. O. S. 342.

Stelle tägliche Frühandachten, die schon um ½ 5 Uhr morgens stattfanden und durchschnittlich von 20 Personen besucht wurden. Nach vollbrachter Ernte wurde der gänzlich vernachlässigte Friedhof gesäubert und eingezäunt.

Mit dem Schulunterricht sah es bedenklich aus. Im Sommer war dazu nur an den Sonntagnachmittagen Gelegenheit, da die Kinder von den Eltern während der ganzen Woche zu Feld- und Hausarbeit benutzt wurden. In den Nachmittagsstunden jedes Sonntags, den Kühn in Atmagea verweilte, fand Kinderlehre statt, mit einer Singstunde verbunden. Aus Berlin wurden durch Vermittlung des Oberkirchenrates umfangreiche Sendungen von Bibeln und Porstschen Gesangbüchern, kleinen Katechismen und Andachtsbüchern wie Schulbibeln bestellt. Später kam noch ein Harmonium dazu.

Um einen stärkeren Kontakt mit der Gemeinde Ciucurova herzustellen, schaffte er sich im Frühjahr 1859 ein Pferd an, und ritt mindestens einmal wöchentlich dorthin. Nachdem sich das Auswanderungsfieber gelegt hatte, war die Möglichkeit eindringlicher Gemeindegarbeit gegeben. Etwa ein Jahr nach seinem Amtsantritt konnte Kühn darüber berichten: „Seit einigen Wochen ist Schule und regelmäßiger Gottesdienst dort eingerichtet. Es hat ein seit ungefähr zwei Jahren in Atmagea sich aufhaltender, aus der Schweiz gebürtiger Weber, Gärtner und Bergmann, Johann Mühlbach, für ein sehr geringes Geld das Schulamt dort übernommen. Seine Fähigkeiten, die über das gewöhnliche Maß eines Bauern weit hinausgehen, lassen einen erfreulichen Fortgang in Ciucurova vermuten. Die Gemeinde hat nicht ohne Liebe ein Zimmer vorläufig für den Schul- und kirchlichen Gebrauch hergerichtet, welches auch zugleich des Schullehrers Wohnung ist. Es steht indessen für das nächste Jahr der Bau eines eigenen Schulhauses in Aussicht¹.“

¹ Im „Bukarester Gemeindeblatt“ 1926 S. 193ff. berichtet einer seiner Amtsnachfolger in Ciucurova über Mühlbach, daß er ein in St. Gallen staatlich geprüfter Lehrer gewesen sei, der durch eine Jugendirrung und ein Duell aus geregelten Verhältnissen geworfen worden sei. Nach seiner Flucht aus der Schweiz habe er den Krimkrieg mitgemacht, sei türkischer Offizier, Bibliothekar bei einem Pascha, später Obersteiger in einem Goldbergwerk bei Erzerum und Gastwirt in Bulgarien gewesen, bis er schließlich nach Ciucurova gekommen sei. Nach seiner Anstellung als Lehrer habe er von den Bauern die Stellung einer Wandtafel verlangt, worauf ihm der Gemeindevorsteher erwiderte: „Jeder Handwerker muß sein Handwerkzeug selbst mitbringen, so auch der Schullehrer.“ Er sei in der ganzen Dobrudscha durch seine Veredelungen von Obstbäumen berühmt gewesen. Die klaren Aussagen Kühns über Mühlbachs Vorbildung ergeben, daß die Mitteilung, er sei geprüf-

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Ein trauriges Kapitel blieb das Einziehen der zum Pfarrgehalt notwendigen Beträge. Jeder Hofbesitzer hatte sich zu Zahlung einer gewissen, seinen Verhältnissen entsprechenden Summe verpflichtet. Nach der Heuschreckenkatastrophe, die über Catalui herniedergegangen war, konnte vorläufig von dort nichts erhofft werden. Das aber warf die ganze Berechnung um; Kühn glaubte, es werde größere Ordnung und Regelmäßigkeit in diesen Zahlungen stattfinden, wenn er die Beiträge selbst einzöge. Aber das war ein Fehlgriff; denn an diesen Sammelgängen haftete der peinliche Eindruck, daß der Pfarrer sie für seine eigene Tasche unternähme. Und eine Verzögerung oder Vernachlässigung der Zahlung führte zu unerquicklichen Auseinandersetzungen, die Mißstimmung erregten und Gereiztheiten hinterließen. Es wäre wohl richtiger gewesen, dem Dorfgericht, das mit dem Schulzen an der Spitze eine von den türkischen Behörden anerkannte Dienststelle war, das Eintreiben der Beträge zu überlassen.

Dadurch, daß aber die Gehaltsbeiträge unregelmäßig oder gar nicht eingingen – der Gemeinde Catalui machte die durch die Heuschreckenplage vernichtete Ernte und die als Folge davon entstandene Verarmung, lange Zeit jegliche Zahlung unmöglich –, wurde seine pekuniäre Lage bedrängt; es bestand nicht nur die Gefahr, daß die Arbeitsfreudigkeit gelähmt wurde, sondern daß auch Bitterkeit entstand, die das Verhältnis zur Gemeinde zu vergiften drohte. Im Sommer 1857, als die ersten noch ganz allgemein gehaltenen Berechnungen über das Pfarrgehalt aufgestellt wurden, hatte ein konsularischer Bericht¹ reichlich überschwänglich geschrieben, „daß die Existenz eines Predigers nicht allein bis auf Weiteres als gesichert angesehen werden könnte, sondern daß seine Stellung auch, was das Einkommen anbelangt, so mancher Landpredigerstelle im Vaterlande vorzuziehen wäre“; das mochte ihm in der wirklichen Lage, in die er verschuldet und unverschuldet geraten war, wie ein Hohn vorkommen.

Es war ein durchaus richtiger und glücklicher Gedanke Kühns, die Bauern für die Errichtung einer Kirche zu gewinnen, sie für eine große gemeinsame Angelegenheit zu erwärmen, um mit der Stärkung des Gemeinsamkeitsbewußtseins die Streitigkeiten

ter Lehrer gewesen, Legende ist.

¹ Konsulat Galatz an das preußische Außenministerium vom 2. Juli 1857 (Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep. 81, Konstantinopel XI 50).

untereinander und den latenten Gegensatz gegen ihn zu überwinden. Die Notwendigkeit, ein würdiges Gotteshaus zu errichten, konnte niemand bestreiten. „Seit zehn Jahren, solange das Dorf besteht, hat die Gemeinde in einem nach hiesiger Art aus Stroh und Lehm errichteten stallähnlichen Gebäude ihre Gottesdienste gefeiert. Aus mehrfachen Gründen stellt sich aber jetzt das Bedürfnis nach einem anderen Versammlungsorte heraus. Einmal ist das bis jetzt dazu dienende Gebäude baufällig. Es für ferneren Gebrauch auszubessern, ist deshalb nicht zu rathen, weil es, und das ist ein zweiter Grund für den Neubau, für die Gemeinde zu klein geworden ist. Der dritte und vornehmste Grund aber ist das Ungesunde und Unwürdige eines solchen Gebäudes für gottesdienstliche Versammlungen einer deutschen evangelischen Gemeinde¹.“

Zunächst mußte jedoch festgestellt werden, ob die türkische Regierung den Bau einer Kirche, zu der natürlich auch ein Turm gehören sollte, genehmigen würde. Auf eine entsprechende Anfrage bei der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel traf beruhigende und ermutigende Antwort ein; darauf ging die Bitte um Bauerlaubnis an die türkische Regierung ab. Zum Baukapitale trugen einzelne deutsche Kolonien in Bessarabien wie auch die evangelische Gemeinde in Konstantinopel bei. Es lag nahe, auch die protestantische Welt Deutschlands dafür zu gewinnen; dies konnte jedoch am wirksamsten nur durch eine persönlich unternommene Kollektenreise geschehen. So verdichtete sich ein Gedanke, der Pfarrer Kühn schon seit langem bewegte: einen längeren Heimaturlaub anzutreten. Die vielfachen Reisen bei jedem Wind und jedem Wetter hatten schließlich ihre nachteiligen Folgen gezeitigt. Wenn er auch einmal schreibt, daß auf einer Fahrt von Echipolis nach Ismail (12 Meilen) ein mehrfacher Wolkenbruch ihn, der auf offenem Wagen fuhr, überraschte, und er unter freiem Himmel aus dem nassen Wagen nächtigen und trotzdem am nächsten Morgen in Ismail predigen mußte, ohne irgendeinen unmittelbaren Schaden davon zu tragen, so muß er doch im Frühjahr 1860 zur Begründung seines Urlaubsgesuches anführen, daß seit länger als vier Wochen „die heftigsten rheumatischen Schmerzen in Kopf und Gesicht“ ihn quälen. Dazu kam noch eines, was für ihn den Urlaub gebieterisch notwendig machte: „die

¹ Brief des Pfarrers Kühn an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel vom 9. August 1859 (Geh. Staatsarchiv Berlin, Rep.81, Konstantinopel XI. 50).

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Einsamkeit, niemand zu haben, der bei der Trauer über die Unempfänglichkeit so vieler Herzen für das Wort Gottes Trost gesprochen hätte, niemand, der die Last des Amtes durch ein freundliches Wort erleichtern, niemand, mit dem ich der herzlichen Gebetsgemeinschaft pflegen, mit dem ich Gedanken austauschen und Rath pflegen könnte –, das ist schwer zu tragen. Der Herr Jesus hat diese Not gekannt; darum berichtet St. Markus: Er habe seine Jünger je zween und zween ausgesandt und Paulus wirkte in Gemeinschaft mit Silvanus und anderen. Doch Christus hat mich auch hierin gestärkt und ist mit seiner Kraft bei mir gewesen, daß ich es habe können ertragen.“ Der erbetene Urlaub wurde bewilligt, um so mehr als der in Galatz stationierte Missionar der freien schottischen Kirche sich erbot, vorkommendenfalls die Vertretung zu übernehmen. Mit einer vom Oberkirchenrat bewilligten reichlichen Reisebeihilfe trat Kühn frohen Herzens die Fahrt in die Heimat an; während seines Aufenthaltes in Deutschland fand eine Kollektenreise durch das Wupperland statt, die erhebliche Spenden für den Kirchenbau brachte. Das Hauptereignis des Urlaubs aber war Kühns Verlobung, der schon, der Kürze der Zeit wegen, nach zweieinhalb Wochen die Hochzeit folgte.

Der Ausklang.

Zunächst waren es schöne Wochen, die dem Einzuge mit der jungen, allerdings erst siebzehnjährigen Pfarrfrau folgten. Zwar brachte die notwendige Umgestaltung der Wohnung allerlei Arbeiten mit sich, die dem Hausherrn ungewohnt und daher anstrengend waren. „Ich bin zugleich Schmied, Zimmermann, Tischler usw., wie mir denn die Hände augenblicklich noch schmerzen vom Handhaben des Beiles und des Hobels¹.“ Ließ sich solche Mühe durch die Freude am eigenen Hausstand auch leicht ertragen, so bekamen die Dinge ein anderes Gesicht, als der erste Winter eintrat, der diesmal besonders schwer und hart war. Die Verbindung mit der Stadt war zeitweise ganz unterbrochen. „So bestanden unsere Lebensmittel öfter vier Wochen lang außer Schwarzbrot nur in Kartoffeln, Sauerkraut und gesalzenem Fleisch².“ Dazu die Wohnung so dürftig, daß das kleine

¹ Brief vom 5. Juni 1861 (Akten des Ev. Oberkirchenrates Berlin)

² Brief vom 10. Dezember 1860 (Akten des Ev. Oberkirchenrates Berlin).

Dienstmädchen und der verlassene Knabe, den Pfarrer Kühn bei sich aufgenommen hatte, in dem Betsaal schlafen mußten, der zugleich als Vorratskammer diente. Und die Geburt eines Kindes stand in Aussicht.

In den Gemeinden gab es vermehrte Arbeit. Die Bevölkerung hatte sich durchwegs vergrößert. Nach Catalui waren nicht weniger als 40 Familien, zum großen Teil aus Bessarabien, gekommen; die Einwohnerschaft dieses Dorfes hatte sich daher verdreifacht. Die evangelischen Bewohner von Ciucurova hatten sich durch Zuzug von 11 Familien etwa um ein Drittel ihres bisherigen Bestandes vergrößert, doch waren es nicht immer die besten Elemente, die sich neu eingefunden hatten¹.“ Dagegen hatten sich die Stadtgemeinden durch Abwanderung fast vollständig aufgelöst. So bedeutete die Wiederaufnahme der Arbeit zum guten Teil ein neues Anfangen; im übrigen wurde sie da fortgesetzt, wo sie vor dem Urlaub zum Stillstand gekommen war. Pfarrer Kühn durfte es sich als einen Erfolg buchen, daß von Neujahr 1861 an die Schenke an das Ende des Dorfes gelegt wurde². Das dadurch freigewordene und durch seine Lage gegenüber der Kirche gut zu verwendende Gebäude wurde als Schule eingerichtet. Allerdings weigerten sich die Bauern, die den Nutzen eines längeren und gediegenen Unterrichts an sich selbst nicht erfahren hatten und darum auch nicht zu schätzen imstande waren, die nötigen Utensilien beizustellen; Kühn behalf sich, indem er in den Lehm Boden Pflöcke einschlagen ließ, auf die Bretter genagelt wurden. Daneben schritten die Vorbereitungen zum Kirchbau rüstig vorwärts; im Sommer 1860 traf der die kaiserliche Genehmigung enthaltende Ferman ein³, und nun konnte endlich angefangen werden. Zunächst wurden

¹ „Aus Rußland sind viel Säufer herübergekommen.“ Brief vom November 1860.

² Sie ist später ganz eingegangen und Atmagea besitzt seit einigen Jahrzehnten überhaupt kein Wirtshaus

³ Faksimile und Übersetzung bei Meyer a. a. O. S. 348f. Die Übersendung des Fermans wurde durch die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel durch folgenden, vom 9. August 1860 datierten, Brief angezeigt: „Euer Hochwürden benachrichtige ich hiermit, daß der Ferman, durch welchen die Erlaubnis zum Kirchbau zu Atmagea ertheilt wird ausgefertigt und einem gewissen Emin Bey übergeben worden ist. Da man jetzt vermutet, daß dieser Beamte selbst den Ferman nach Atmagea zu überbringen beabsichtigt und vielleicht geneigt fein könnte, von der dortigen Gemeinde eine Summe von einigen tausend Piaster zu erheben, so habe ich nicht unterlassen wollen, Euer Hochwürden darauf aufmerksam zu machen, daß die Gemeinde zur Entrichtung dieser Summe nicht verpflichtet und daher vollkommen berechtigt ist, dahin gehendes Ansinnen des Emin Bey von der Hand zu weisen.“

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

von den Bauern die Materialien angefahren. Die Herbst- und Wintermonate vergingen mit der Anfertigung des Planes, der Aufstellung eines Kostenvoranschlages und der Vergebung der Arbeiten, die ein in Galatz wohnhafter italienischer Baumeister übernahm. Am 5. Juni 1861 fand die Grundsteinlegung statt. Aber für den Pfarrer lag auf dieser Feier ein schwerer Schatten. Das ihm Anfang Mai geborene Kind war nach vier Wochen plötzlich gestorben, und die junge, so jäh ihres Mutterglückes beraubte Frau lag mit schwerem Siechtum, das sie durch ungeschickte Hilfe davongetragen hatte. „Wir können 7 Meilen von Tulcea, wo nur Pfuscher sind, 25 Meilen von Galatz keine ärztliche Hilfe herbeiziehen. Wir können auch keine kräftigende Lebensmittel haben; im Dorf ist kein Fleisch zu haben, und aus Tulcea langt es bei dieser Jahreszeit hier an, wenn es schon in Fäulnis übergeht¹.“ Für eine Reise in die Heimat war die Frau zu schwach, eine Begleitung durch ihren Mann war ausgeschlossen; der einzige Ausweg war eine vorübergehende Übersiedlung nach Tulcea.

Auch die mancherlei Schwierigkeiten und Gefahren seiner vielen Reisen bekamen für den Pfarrer jetzt, da er verheiratet war, ein anderes Gesicht. Zweimalige Lebensgefahr im Winter 1860/61 – einmal wurde der Wagen auf dem schlechten Wege umgeworfen, und ein anderes Mal stürzten die Pferde auf dem Glatteis, und Kühn war gezwungen, im Schneesturm den Weg von Catalui nach Tulcea zu Fuß zurückzulegen – mußte ihm bange Sorge für die Zukunft seiner vermögenslosen Frau einflößen, die er, der beschränkten Mittel wegen, noch nicht hatte in die Witwenkasse einkaufen können. Und nun war der harte Schlag dazugekommen, das Kind, das Sonnenschein und Fröhlichkeit in das einsame und karge Leben hatte bringen sollen, in die fremde Erde legen zu müssen. Was Wunder, wenn er seinem verwundeten und gequälten Gemüt einmal in den Worten Luft machte: „Ich bin ohne Trost; das ist der Gipfel des Leidens.“

Es blieb kein anderer Ausweg, als um baldige Abberufung zu bitten. Sie wurde wohl in voller Würdigung der eingetretenen Verhältnisse in Aussicht gestellt, aber sie ließ sich nicht sofort durchführen.

Während in den Sommermonaten des Jahres 1861 das Werk des Kirchenbaues rüstig vorwärts schritt und das Gebäude im Herbst bis zum Dachstuhl vollendet war, trat ein Ereignis ein, das nicht nur die

¹ Brief vom 5. Juni 1861 (Akten des Ev. Oberkirchenrates Berlin).

ganze für den Bau aufgewendete Mühe vergeblich zu machen drohte, sondern auch den Bestand der gesamten Gemeinde in Frage stellte. Man hatte gehört, daß in zwei, unweit von Ismail in Südbessarabien, das damals zum Fürstentum der Moldau gehörte, gelegenen Dörfern die bisherigen bulgarischen Einwohner abgezogen seien und daß, wenn die Bauern von Atmagea und Umgegend dorthin übersiedelten, sie sich in das Volle und Üppige setzen würden. Alte Wanderlust wachte wiederum auf¹, und mit der Kraft einer fixen Idee setzte sich die Meinung fest, daß man mit der Umsiedlung geradeswegs in das Paradies einziehen würde; wenn auch einzelne innerlich widerstrebten, so wagten sie es doch nicht, der Mehrzahl energisch gegenüber zu treten. Es wurden selbstverständlich eine Reihe von Gründen angegeben, die die Notwendigkeit neuer Wohnsitze beweisen sollten. So hieß es, der türkische Staat wolle das bisher bei seinen christlichen Untertanen üblich gewesene Soldatengeld aufheben und in Zukunft jeden wehrfähigen jungen Mann, gleichviel welcher Religion er sei, zum Heeresdienst einziehen. „Und natürlich, ehe die Deutschen türkische Soldaten werden, verlassen sie lieber das Land².“

Ein zweites Gerücht, das die Bauern in Unruhe versetzte, besagte, der türkische Staat wolle den Besitz eines jeden ohne männliche Erben verstorbenen Grundbesitzers zu seinen Gunsten einziehen, so daß Witwen und hinterbliebene Töchter an den Bettelstab kämen. Ferner machte sich damals eine stark einsetzende Ansiedlung von Krimtataren unliebsam bemerkbar. Ein Teil von ihnen hatten sich bereits in Ciucurova festgesetzt und sich die Häuser abgewanderter Russen angeeignet. „Auch hat die Obrigkeit gedroht, einige in Catalui von nach Rußland zurückgekehrten Deutschen leer gelassene Häuser mit Tataren zu besetzen, wenn die Gemeinde dieselben nicht gegen einen festgesetzten Kaufpreis für sich nähme³.“

Zur Unterstützung der einwandernden Tataren hatte die türkische Behörde große Leistungen von den deutschen Dörfern verlangt. „So hat z. B. Atmagea im vorigen Winter über 100 Kilo Weizen für die

¹ Pfarrer Kühn erzählt in „Diasporabote“ 1898, S. 88, daß ein Bauer ihm den Grund der Auswanderungslust mit den Worten gekennzeichnet habe: „Herr Pastor, wenn der deutsche Mensch erst einmal gewandert ist, so hat er nirgends mehr lange Ruhe.“ Zitiert nach Meyer a. a. O. S. 350 Anm. 1.

² Schreiben des Pfarrers Kühn an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel vom 11. November 1861.

³ Ebenda.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Tataren liefern müssen, ohne bis jetzt die geringste Bezahlung. Das Dorf hat etliche fünfzig Familien Tataren im Winterquartier gehabt; es hat dann im Frühjahr für die Tataren acht Kilo Weizen aussäen müssen und im Herbst auch ernten und dreschen müssen.“ Schließlich wurden plötzlich allerlei Willkürlichkeiten und eigenwillige Handlungen der unteren Beamten als besonders drückend empfunden; man redete Von der Unsicherheit der Wege, von unberechtigten und unbezahlten Zwangsfuhren, Dinge, die sie seit dreizehn Jahren als etwas Selbstverständliches hingenommen hatten.

Gewiß waren manche Klagen nicht ohne Berechtigung, und wenn sich jene erwähnten beiden Gerüchte bewahrheitet hätten, so wäre in der Tat das Leben der Bauern von Grund auf verändert worden. Um sie auf ihre Wahrheit zu prüfen, wandte sich Pfarrer Kühn in einem ausführlichen Schreiben an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel. Diese antwortete, daß wegen einer Änderung der Gesetze über Erbschaft und Rekrutierung nichts zu befürchten sei und teilte zugleich mit, daß die Regierung des Sultans darauf aufmerksam gemacht worden sei, „wie sehr es ihrem eigenen Interesse entspreche, die Niederlassung und den Bestand protestantischer Gemeinden in der Dobrudscha zu begünstigen und zu erleichtern¹“.

So blieb nur noch die eine Frage zu erörtern, ob denn wirklich in jenen beiden bessarabischen Dörfern das Paradies zu finden sein würde oder ob es nicht bei der alten Wahrheit bleiben müsse, daß der Sperling in der Hand besser sei als die Taube auf dem Dache. In dreizehn Jahren tüchtiger Arbeit waren die Bauern zu Haus und Wohlstand gekommen, keine Ernte war schlecht ausgefallen, und die mancherlei Übergriffe kleiner türkischer Machthaber, die jetzt plötzlich als unerträglich empfunden wurden, hatten früher nichts Bedrückendes für sie gehabt. Dazu kam, daß sie nach dem mißglückten Versuch, aus eigener Kraft ein kirchliches Gemeinwesen zu begründen, jetzt dem großen und starken Verbände der evangelischen Landeskirche Preußens angeschlossen waren und damit Sicherungen jeglicher Art, nicht zuletzt auch finanzieller Natur, erhalten hatten. Ein stattliches Gotteshaus erhob sich in der Mitte des Dorfes; ein großer Teil der Baukosten war durch glaubensbrüderliche Hilfe aufgebracht worden. Pfarrer Kühn war daher nicht nur berechtigt, sondern sogar

¹ Schreiben der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel an Pfarrer Kühn vom 10. Dezember 1861 (Geh. Staatsarchiv, Rep. 81, Konstantinopel XI 50).

verpflichtet, hierauf ernstlich aufmerksam zu machen und den Bauern die Frage vorzulegen, ob sie es vor ihrem evangelischen Gewissen würden verantworten können, wenn aus dem fast vollendeten Gotteshaus eine mohammedanische Moschee werden würde. Sie müßten sich doch auch darüber klar werden, daß sie sich für alle Zukunft der Möglichkeit beraubten, fernerhin die Hilfe des Oberkirchenrats in Anspruch zu nehmen, wenn sie alles im Stich lassen würden, was mit seinem Beistand in wenigen Jahren geschaffen worden sei. Außerdem gründeten sich die Vorstellungen von der künftigen Herrlichkeit vorläufig nur auf leere Versprechungen der moldauischen Regierung, und Kenner der Verhältnisse meinten, allen Grund zu eindringlicher Warnung zu haben.

Pfarrer Kühn tat nach seiner Möglichkeit alles, um seine Gemeindeglieder anderen Sinnes zu machen. „Ich bin gefahren, geritten, gelaufen, ich habe erkundet, berichtet, gebetet, gemahnt, gewarnt nach Gottes Wort öffentlich in der sonntäglichen Predigt und in der berufenen Versammlung der Bauern, und privatim im Umgang mit den Einzelnen im Hause und auf der Straße; ich habe den Herrn angerufen und mich gesorgt und gekümmert – es ist umsonst.“

Alles Abmahnen, Bitten, Warnen half nichts; es stand für den Großteil der Bauern nun einmal fest, daß es in ihren bisherigen Wohnsitzen nicht mehr auszuhalten sei und daß in den neuen Dörfern das volle Glück sie erwarte. „Wir Deutschen sind so: wenn wir Brot haben, wollen wir Semmel haben¹.“ Jeder aber, der da glaubte, hinter diese Hoffnungen ein ernstes Fragezeichen setzen zu müssen, wurde als ein Mißgünstiger angesehen. Und in diese Lage geriet Pfarrer Kühn. Heimlich wuchs eine Feindschaft gegen ihn heran, und aus seinen früheren Strafreden gegen ihre Trunksucht und Unverträglichkeit entnahm man nur das eine, daß er von allem Anfang ihr ausgesprochener Feind gewesen sei: mancher grüßte ihn nicht mehr auf der Straße, ja in einer Versammlung wurde er unter Zustimmung der Anwesenden als „Bluthund“ bezeichnet. Diese Feindschaft nahm sogar bedrohliche Formen an. Er hatte einen Mann wegen Trunksucht vom Abendmahl zurückgewiesen; dieser drang, mit einem dicken Knüppel bewaffnet, in die Pfarrwohnung ein, um Rache zu nehmen, ohne jedoch seine Absicht ausführen zu können.

¹ Pfarrer Kühn im „Diasporaboten“ 1898; zittert nach Meyer a. a. O. S. 350 Anm. I.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

So waren es sorgenvollste Wochen und Monate, die Pfarrer Kühn durchleben mußte. Zwar gesundete seine Frau während des Aufenthaltes in Tulcea, sie sehnte sich aber nach den gemachten Erfahrungen um so mehr nach der Heimat zurück, als sie neue Mutterhoffnungen hatte. War dies Grund genug, wiederholt um die Abberufung zu bitten, so lag auf der andern Seite der Gedanke quälend auf dem Pfarrer, daß das Ende seiner Amtstätigkeit mit der Auflösung der Gemeinde zusammenfiel. Mußte nicht der Eindruck entstehen, daß er mit seiner pfarramtlichen Tätigkeit nichts anderes erreicht habe als die ganze Gemeinde auseinander zu sprengen?

Ende Januar des Jahres 1862 bereiste der Gouverneur von Tulcea, Soliman Bey, auf Bitten Kühns selbst die Gemeinden und einige Tage später tat Konsul Blücher aus Galatz das gleiche. Den ernsten und eindringlichen Worten und Mahnungen dieser beiden mit starker Autorität ausgestatteten Männer gelang es – jedoch nur ganz vorübergehend – die Bauern umzustimmen, doch wenige Tage darauf schickten sie Abgesandte in die Orte ihrer Wahl. Je mehr ihnen abgeredet wurde, um so fester wurzelte der Abwanderungsgedanke. Das Fieber ließ sie nicht los¹. Das Gefühl, bei diesen beiden Verhandlungen nicht rühmlich abgeschnitten zu haben, machte sich in weiterer Entfremdung gegen den Pfarrer Luft, der ja diese für sie peinlichen Besprechungen veranlaßt hatte. Nicht einmal das Auseinandergehen konnte etwas Versöhnendes haben, da Pfarrer Kühn von jedem Abwandernden einen Anteil von 5 Dukaten für das zum Kirchlein geschenkte Geld und einen Beitrag zur Deckung seiner Rückreisekosten einfordern mußte. Nachdem die Bauern ihre Vorräte wie auch ihr Vieh zum Teil weit unter Preis schon im Herbst verkauft, auch die Zäune von ihren Grundstücken weggerissen und als Brennholz verwandt hatten, begann mit dem Beginn des Frühjahrs die Abwanderung.

Nur wenige Familien blieben zurück. Nun konnte auch der Pfarrer seine Koffer packen. Aber vorher gab es noch Schmerz bewegte Abschiedsstunden. Am Karfreitag Vormittag fand Konfirmation und Abendmahlsfeier statt, an der sich längst nicht so viele

¹ „Herr Pastor, ich kenne unsere Leute; ich bin auch mit von den Auswanderern. Wenn einmal das Auswandern unter sie kommt, so ist kein Halten; und müßten sie, um los zu kommen, auch noch das Hemde ausziehen, so tun sie es und gehen ohne Hemde fort, aber fortziehen müssen sie.“ Ausspruch eines Bauern zu Pfarrer Kühn. Bericht vom 5. April 1862 (in den Akten des Ev. Oberkirchenrates Berlin).

Gemeindeglieder beteiligten wie in den früheren Jahren. „Am Nachmittag sprach ich das letzte Wort zur Gemeinde. Ich stand zum letzten Male auf der Stätte, von der ich vier Jahre hindurch im fernen Lande des Herrn Wort gepredigt hatte. Die Versammlung war, obgleich schon ein Theil der Colonisten ausgewandert war, sehr zahlreich. O, ich mußte ein ernstes trauriges Wort als das letzte reden. Mein Text war: Lukas 13,34.35. Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten usw. Ich legte der Gemeinde zum letzten Male klar den seit Jahren und Jahren ihnen kund gewordenen Gnadenwillen vor, sie zu sammeln wie eine Henne ihr Nest unter ihre Flügel. Ich zeigte ihr mit klaren Worten ihren Ungehorsam gegen den Herrn, auch das Steinigen derjenigen, die zu ihr gesandt waren in ihrem Verhalten gegen den von ihnen vertriebenen sehr würdigen Pastor Bonekemper und in ihrem Verhalten gegen mich. Ich zeigte ihr die nun auch an ihr in der buchstäblichen Erfüllung begriffene Weissagung des Herrn: Euer Haus soll euch wüste gelassen werden und bat und mahnte mit ganzer Seele, sie möchten bald sagen lernen: Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn. So werde der Herr auch wieder zu ihnen kommen. – Es flossen Thränen, aber am Ostersonnabend und am dritten Ostertage zogen die letzten davon.“

„Am Ostersonnabend früh reiste ich ab nach Tuldscha. Die Wenigen, die zurückblieben, hatten sich alle Tage bei mir versammelt; sie waren den Morgen da, Männer, Weiber und Kinder. Der Abschied war schwer. Von den Auswanderern kamen gar wenige zum Abschied. Durch das von ihnen eingezogene Reise- und Kirchenbaugeld waren sie denn nicht freundlicher gegen mich gestimmt worden. – Ein gottesfürchtiger Greis, ein vorzüglicher Mann, gab uns das Geleite nach Tuldscha. Wir kamen durch Catalui. Es waren nur noch fünf deutsche Familien dort. Fünfzig deutsche Häuser waren mit Tataren gefüllt. Hier traf ich eine Auswandererfamilie aus Tschukurowa. Die Frau war auf der Reise entbunden worden. Ich taufte ihr zwei Tage altes Kind und erinnerte sie an des Herrn Wort: Wehe aber den Schwängern und Säugern zu der Zeit.

In Tuldscha hielt ich Ostergottesdienst mit Abendmahl und am 2. Festtage den Abschiedsgottesdienst. Doch es war nicht der letzte. Die wenigen treuen Seelen aus Atmadscha kamen noch zweimal nach Tuldscha, um Gottes Wort zu hören und Abschied zu nehmen.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Der Abschied wurde auch ihnen gar so schwer. Ich reiste am Freitag nach Ostern zu einem kurzen Besuch nach Konstantinopel. Als ich am darauf folgenden Sonntag nach Tuldscha zurück kam, standen die lieben Treuen von Atmadscha schon am Ufer, um mich zu empfangen. Da hielt ich ihnen die letzte Predigt, und es gab einen schmerzlichen Abschied¹.“

* * *

Es ist ein trübes Bild, das sich vor unsern Augen entrollt hat. Trüber vielleicht als die Wirklichkeit war. Gegen Pfarrer Kühn ist gelegentlich der Vorwurf erhoben worden, als sei seine strenge und herbe Art die eigentliche Ursache zur Abwanderung der Bauern gewesen, und sie wären an Ort und Stelle geblieben, wenn sie von seiner baldigen Abberufung Kunde gehabt hätten. Diese Beurteilung seiner Amtswirksamkeit schießt jedoch weit über das Ziel hinaus. Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß kein einziger in dem ganzen großen Kirchspiel etwas davon gewußt hätte, daß Pfarrer Kühn schon seit dem Sommer 1861 seine Abberufung betrieb. Es ist auch mehr als zweifelhaft, daß sie, um den ihnen unbequem erscheinenden Pfarrer loszuwerden, kein anderes Mittel gewußt hätten, als das mühsam Erworbene preis zugeben und mit Sack und Pack auszuwandern. Der letzte und eigentlich treibende Grund zu jenem verhängnisvollen Entschluß der Bauern ist nichts anderes als die Sehnsucht nach goldenen Zeiten gewesen; wenn aber von ihnen in der Tat eine starke Abneigung gegen den Pfarrer auch als maßgebend für ihr Vorhaben angegeben wurde, so erklärt sich dies durch den Wunsch, eine Tat, von deren Berechtigung sie doch innerlich nicht ganz überzeugt waren, durch möglichst Viele Gründe zu stützen.

Aber wie in allem ein Fünkeln Wahrheit enthalten ist, so auch hier. Kühn litt an demselben Fehler, mit dem wohl alle jungen Pfarrer in den ersten Amtsjahren behaftet sind. Man erwartet, daß die vom Feuer der ersten Liebe getragene Wirksamkeit sofort sichtbare Früchte der Besserung und Bekehrung zeitige. Und Kühn hatte sich unter einer Diasporagemeinde eine Schar von Heiligen vorgestellt und suchte die Ursache seiner Enttäuschung in den Menschen, die

¹ Bericht vom 2. Juni 1862 (Akten des Ev. Oberkirchenrates Berlin).

seiner Erwartung nur sehr mangelhaft entsprachen. Er kam an Jahren jung und ohne jegliche praktische Lebenskunde in ein besonders schwieriges Amt; diesen Mangel hat er selbst deutlich gespürt und ihm gelegentlich offenen Ausdruck gegeben. „Er war vielleicht in manchen Dingen strenger als nöthig und, mit Rücksicht auf die hiesigen Verhältnisse und gegenüber einer Gemeinde, die von Kirchenzucht keine Ahnung hatte, rathsam gewesen wäre¹.“ Dazu kam der Druck, der auf seinem persönlichen Leben lag; erst die Einsamkeit und dann die steten Sorgen um die Gattin. Aber von keiner Seite ist jemals die Ehrlichkeit seiner Absichten noch die Lauterkeit seines Charakters in Zweifel gezogen worden.

Nur allzu rasch war der Traum der Bauern vom Paradiese ausgeümt. Alle ihre Erwartungen wurden auf das Schmählichste getäuscht, und sie suchten eiligst in ihre alten Wohnstätten zurückzukehren. Semmel hatten sie nicht gefunden; sie waren froh, auf der alten Scholle wieder wie früher ein Stück Brot erarbeiten zu können. Durch Vermittlung des Konsuls Blücher erhielten sie die Erlaubnis, ihre ehemaligen Wohnstätten wieder beziehen zu dürfen und waren glücklich, daß sie diese nicht, wie es ihre Absicht gewesen war, niedergebrannt hatten und daß sie inzwischen noch nicht von Tataren eingenommen worden waren. Aber sie waren vollkommen verarmt. Konnte Pfarrer Kühn noch im November 1861 von ihnen schreiben, daß sie „20—30 Stück Rindvieh und 4—6 Pferde im Stalle haben, ohne die schweren blanken Dukaten, die gar mancher in seinem Hause verborgen hält“, so hatten sie ein Jahr darauf nichts zu brechen und zu beißen. Sie hatten nichts ausgesät und konnten darum auch nichts ernten. In dieser Not kamen ihnen die vor der Abwanderung abgenommenen 5 Dukaten, die nunmehr zurück gezahlt wurden, sehr zustatten. So konnten sie wenigstens Saatgetreide kaufen. Und zu dieser bitteren Armut gesellten sich die bittere Selbstanklagen. Sie selbst waren schuld an dem Elend, das über sie gekommen war, und die zahllosen Warnungen und Mahnungen ihres früheren Seelsorgers erschienen ihnen jetzt nicht mehr als Ausdruck seiner Mißgunst und Gehässigkeit, sondern als tiefe Besorgnis eines um ihr Heil innerlich bekümmerten Mannes. „Jetzt sehen die Bauern ein, wie sehr sie sich versündigten, den Segen einer kirchlichen

¹ Brief des Oberst von Malinowski-Tulcea an den Ev. Oberkirchenrat vom 7. November 1862.

Evangelische Diasporapfarrer in Rumänien im 19. Jahrhundert.

Gemeinschaft von sich zu stoßen. Viele, wohl die Meisten seufzen nach einem Geistlichen und erkennen es nunmehr mit Reue, sich gegen den Pastor Kühn so verwerflich benommen und alle seine Mühe so mit Undank gelohnt zu haben¹.“ „Mit Recht sehen die meisten ihren Jammer als eine gerechte Strafe des Herrn an; viele baten mich herzlich und dringend, ihrem früheren Herrn Pfarrer Kühn doch zu schreiben, daß sie jetzt gar sehr bereuten, seinem Rath nicht gefolgt und ihn so tief gekränkt zu haben. Sie bitten um Verzeihung, weil sie nun den Verlust wohl fühlen, der sie durch den Weggang ihres Hirten betroffen hat².“

Das war eine späte und schmerzliche Genugtuung für Pfarrer Kühn.

¹ Brief des Obersten von Malinowski-Tulcea an den Ev. Oberkirchenrat vom 6. August 1862.

² Bericht des Pfarrers Neumeister-Galatz an den Oberkirchenrat über einen der Gemeinde Atmagea Mitte August 1862 abgestatteten Besuch.

Ortsnamen Index

Symbols

Österreich, 76

A

Admadscha, 93

Altrumänien, 90

Atmadscha, 110, 111

Atmagea, 89–93, 95–100, 104, 106,
113

Atmadscha, 90

Atmagea,, 96

B

Babadag, 90, 95

Bad Elmen, 43

Belgrad, 67, 93

Berlin, 20, 23, 66, 91

Bessarabien, 90, 102

Braila, 31, 94

Brandenburg an der Havel, 91

Breslau, 45, 66

Budapest, 67

Bukarest, 15, 16, 20–25, 30–32, 36,
39, 41, 51, 63–65, 67, 80, 81, 83,
91

C

Catalui, 92, 95–97, 101, 104–106, 110

Cherson, 91

Ciucurova, 92, 95, 97, 99, 100, 104,
106

Crajowa, 30–33, 63–67, 74, 76, 77,
79–82, 85, 89

Czernowitz, 61

D

Deutschland, 16, 23, 24, 29, 33, 35,
40, 41, 66, 76, 80, 81, 102, 103

Dobrudscha, 33, 89, 93, 94, 96, 100,
107

E

Echipolis, 96, 102

F

Filaret, 42

Finnland, 20

Fogarasch, 13, 30

Friedersdorf, 88, 89

G

Gäbersdorf, 66

Görlitz, 66, 88

Galatz, 31, 38, 77, 91–94, 103, 105,
109

Galizien, 61, 62

Giurgiu, 25, 67

Gotha, 14

Groß-Salze, 43

GroßStrehlitz, 66

H

Holland, 20

I

Ismail, 92, 95–97, 102

J

Jassy, 15, 23, 31, 44–55, 57, 58, 60, 61,
77, 81

Jena, 29

K

Kaiserswerth, 33–35
 Katalui, 93
 Koburg, 25
 Konstantinopel, 20, 60, 102, 107
 Kronstadt, 17, 25, 46, 63

M

Matschin, 96
 Mediasch, 45
 Moldau, 52, 54, 106

O

Orschowa, 67, 84
 Ottlingshausen, 24

P

Paris, 92
 Petersburg, 20
 Philippen, 44, 45
 Philippi, 31
 Pitesti, 31
 Preußen, 20

R

Rathenow, 46
 Reval, 51
 Rheinbayern, 74
 Ribnik, 51
 Rohatyn, 62
 Rohrbach, 91
 Roter-Turm-Paß, 76
 Rußland, 35
 Rusciuk, 94
 Russland, 20

S

Südbessarabien, 96, 106
 Seifersdorf, 89
 Siebenbürgen, 41, 76
 Silistria, 93

Sitov, 14
 Sonnefeld, 24
 Sorau, 89
 Stockholm, 20
 Striegau, 66
 Sulina, 96

T

Tiefenfurt, 66
 Tiefhartmannsdorf, 66
 Tilsit, 15
 Tschicherzig, 93
 Tschukuroff, 93
 Tschukurowa, 110
 Tulcea, 90, 92, 95, 97, 98, 105, 109
 Tuldscha, 110, 111
 Turn-Severin, 67
 Turnu, 76
 Turnu-Severin, 76, 77, 80, 82–85

U

Upsala, 20

W

Walachei, 29, 63
 Kleine, 65, 76
 Warna, 55
 Widin, 14
 Wien, 67, 93
 Wupperland, 103

Z

Züllichau, 93
 Zaleszczycki, 44
 Zips, 23

Personennamen Index

A

Albrecht von Preußen, 92

B

Baum, 89
Baumann, 23, 24, 31, 39, 65
 Johann, 22, 65
Baumeister, 84
Besser, 37, 63, 66–70, 73–85, 87
 Friedrich, 66
Blücher, 92, 94, 95, 110
Bonekemper, 91, 98, 108
Braun
 Lily, 77
Burckhardt, 88
 Vizekonsul, 63
Burg, 45

E

Elisabeth, 86
Emin Bey, 103
Erfurth, 89

F

Flechtenmacher, 53
 Christian, 53
Fredel, 64
 Martin, 63
Friedrich Wilhelm III, 54
Friedrich Wilhelm IV, 33, 64

G

Gabel, 21, 22
 Samuel, 19
Gustav Adolf, 35
Gustav-Adolf-Stiftung, 64
Gustav-Adolf-Verein, 77

H

Hardte, 46
Harte, 46–55, 58–62
 Ferdinand, 53
 Johann Christian, 46
Hartes, 47, 53
Hengstenberg, 32, 66, 92
 Eduard, 38
Heraklides
 Jakobus Basilikus, 44
Holzschuher, 23

J

Johanniterorden, 35
Jorga, 54

K

König, 90
Kühn, 89, 92–102, 104–111
 Richard, 92
Kühn,, 98
Klockner, 18, 21, 37, 46–48, 50, 51, 53
Kozlowski, 64, 65
 Anton Viktor, 64
Kretschmann, 81, 82, 84
 Oskar con, 77
Kreuchely
 von, 54
Kuntz, 23, 24

L

Lassalle, 36

M

Mühlbach, 99
 Johann, 99
Maleachi, 86
Malinowski, 110, 111
 Oberst von, 95
Marheinecke
 Oberkonsistorialrat, 23
Maria, 86
Mayer, 63

Meusebach, 34
 Freiherr von, 31
 von, 65, 67, 73, 80
 Meyer, 43, 89, 98
 Miltitz, 62
 von, 62

N

Nachterstedt, 43
 Neumeister, 32, 33, 35–43, 65–68, 74,
 81–83, 93, 94, 97, 111
 Niculescu
 Jancu, 36

O

Omer Pascha, 69

P

Paulus, 101
 Poniatowsky
 Stanislau, 44
 Porst, 99

R

Raimondi, 60
 Roth
 Katharina, 46
 Rudolf-Neumeister-Stiftung, 43
 Russau
 von, 46

S

Salih-Pascha, 55, 56
 Sanders
 General von, 52
 Schücker, 19–21, 63
 Scharai, 17–22
 Scharsius
 Andreas, 45
 Scheidemantel, 45
 Jakob, 45
 Schmidt, 48, 49
 Johann, 48
 Silvanus, 101
 Soliman Bey, 107
 St. Markus, 101

Städter

Johann Georg von, 51
 Johann von, 51
 Stephanus, 77
 Stuhl, 89

T

Türkenschreck
 Elisabeth, 58
 Teutschländer, 89
 Willibald, 41
 Träger
 Dr., 89
 Turnu Severin, 39

W

Wolf, 63
 Karl, 63

Y

Ypsilanti, 55
 Fürst Alexander, 55

Z

Zimmermann, 64, 65
 Ludwig, 64

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	2
Erstes Kapitel.	4
90 Jahre pfarramtlicher Arbeit in Bukarest 1778—1867.	4
Die Entstehung der evangelischen Gemeinde zu Bukarest.	4
Pfarrer Klockners Wirksamkeit 1778—1827	5
Von 1827 bis 1846.	18
Pfarrer Rudolf Neumeister. 1846—1867.	24
Zweites Kapitel	44
Zur Vorgeschichte der evangelischen Gemeinde Jassy.	44
Von 1809—1820.	46
Pfarrer und Vizekonsul 1820—1825.	54
Der Abschied.	60
Drittes Kapitel.	63
Die Amtszeit des Pfarrers Besser in Crajowa (1857—1865).	63
Die ersten Jahrzehnte der Gemeindegeschichte bis zum Amtsantritt des Pfarrers Besser.	63
Der Anfang.	66
Arbeit und Mühe.	69
Dunkle Schatten.	78
Viertes Kapitel.	89
Die Amtszeit des Pfarrers Kühn in Atmagea (Dobrudscha) 1858-1862.	89
Die Entstehung des Dorfes Atmagea in der Dobrudscha und die Gründung eines evangelischen Pfarramtes daselbst.	89
Der Amtsantritt des Pfarrers Kühn.	93
Aus dem Amtsleben.	98
Der Ausklang.	103
Ortsnamen Index	115
Personennamen Index	117